Deutsche Philologie

Die Weltanschauung Christian Friedrich Daniel Schubarts

(1739 – 1791)

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades
bei der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Johannes Tykiel

Breslau 1940

Dissertationsdruckerei R. Nischkowsky (v. Heydebrand)

Referent: Prof. Dr. phil. Dr. iur. P. Merker
Korreferent: Dozent Dr. phil. W. Jungandreas

Examen rigorosum: 22. Juni 1938

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit zugeeignet

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Einleitung	7
II. Die Grundtendenzen der Weltanschauung Schubarts	13
III. Schubart und die Religion	37
IV. Schubart und das deutsche Vaterland	56
V. Zusammenfassung und Schlußbetrachtung	84
VI. Anmerkungen	89
VII. Literatur	96

In Fesseln frei! (Schubart, s. Str. II 105.)

O Freiheit, du Tochter Gottes und seiner Religion! Du Mutter alles Guten, alles Glückes der Menschheit! Möchten doch unsre Fürsten, die sich Heilande und Väter ihres Volks dünken, möchten sie doch einsehen, daß ohne dich keine würdige Menschenbildung, kein Glück und Wohlstand ihrer Völker möglich sei... O Vaterland, Vaterland, möchtest du dich sonnen und wonnen ewig im Strahle der heiligen Freiheit!
(Schubart, s. Chr. 1788, 770.)

I. Einleitung

Es wird hier der Versuch unternommen, eine Analyse von Schubarts Weltbild zu geben. Dieses Bemühen ist um so lohnender, als wir im Verlaufe der Darstellung zu der Erkenntnis geführt werden, daß auch in Zeiten starker kultureller und geistiger Überfremdung unseres Vaterlandes der deutsche Geist sich mächtig regt und die Artvergessenen mahnt, sich auf ihr ursprüngliches Wesen zurückzubesinnen. So ein Mahner und Künder einer deutschen Weltanschauung ist der Schwabe Christian Friedrich Daniel Schubart. Man rechnet ihn zu den Schwaben, weil er durch sein Lebensschicksal in diesem Lande beheimatet wird und sich auch selbst als Schwabe fühlt [1]). Der Abstammung und auch seinem vorherrschenden Temperament nach ist er allerdings Franke. Die „Stadt meiner Väter" ist das fränkische Nürnberg. Die mütterliche Linie ist in Sulzbach a. Kocher zu Hause, wo das Fränkische hart an das Schwäbische grenzt. (Vgl. Leb. u. Ges. I 12 f., 15 f., 30; Str. II 277, 298.) Ob Schubarts Mutter eine Fränkin oder Schwäbin war, wissen wir nicht [2]). Ihrer „stillen, einfachen, weichen Natur" [3]) nach zu urteilen, ist letzteres nicht ausgeschlossen; wir hätten in diesem Falle einen wichtigen Erklärungsgrund für die auffallenden seelischen Polaritäten, die wir in dem Charakter des Sohnes wahrnehmen.

Der inneren Dynamik seines Wesens entspricht der dramatisch-bewegte äußere Lebensablauf. Als Sohn des Kantors, Präzeptors und Pfarrvikars Johann Jakob Schubart am 24. März 1739 zu Ober-Sontheim geboren, verlebt Christian — das ist sein Rufname — im alten schwäbischen Reichsstädtchen Aalen [4]), wohin sein Vater 1740 versetzt wird, eine glückliche

Kindheit und offenbart schon damals ein vielseitiges Talent, „daß mein Vater den Entschluß faßte, mich den Studien zu widmen." (Leb. u. Ges. I 19.) Mit 14 Jahren besucht er die höhere Schule, zuerst in Nördlingen, drei Jahre danach in Nürnberg. Seine künstlerische Veranlagung, die sich schon in der Aalener Kindheitszeit zu regen beginnt und durch die Musikbegeisterung seines Vaters sowie die Bekanntschaft mit den fünf ersten Gesängen von Klopstocks „Messias" (1751) die stärksten äußern Impulse empfängt und seine Seele „glühend" macht (vgl. Leb. u. Ges. I 13 f., 21—22), kommt immer mehr zum Durchbruch und erobert ihm die Herzen sowohl seiner Schulkameraden als auch seiner Vorgesetzten. Freilich zeigt sich schon damals, wie wenig die Verstandes- und Willenskräfte mit denen des Gefühls und der Phantasie Schritt zu halten vermögen, „der Sturm der Leidenschaften übertäubt die sanfte Stimme der Weisheit" (Leb. u. Ges. I 38): ein Umstand, der ihm schon damals von seiten seiner Umwelt manchen verdienten Tadel zuzieht. Im Herbst 1758 bezieht er die Universität Erlangen. Nach einem anfänglich „ungemein fleißigen" Studium sei er hier bald, bekennt er selbst, in seinem „Elemente" gewesen: „Frei, ungebunden, durchstreift' ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirtshäuser, Konzertsäle, Saufgelage — studierte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum." (Leb. u. Ges. I 40.) Im Sommer 1760 verläßt er die Universität und kehrt „mit einem brausenden Studentenkopfe, einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer und einem beinahe ganz verwüsteten Herzen" heim. (Leb. u. Ges. I 47.) Seine Regeneration an Leib und Seele ist schnell vollzogen. Der Kandidat der Theologie hilft alsbald den benachbarten Pfarrern in der Seelsorge aus und ist dann eine Zeitlang in Königsbronn als Hauslehrer tätig. Eine Durchwanderung seiner schwäbischen Heimat führt ihn auch nach Ober-Sontheim, „wo ich in der Kirche predigte, in der ich getauft wurde, nicht ohne Rührung und Gefühl der dadurch erlangten Gnade". (Leb. u. Ges. I 64.) Im Herbst 1763 erhält er den „Ruf zum Präzeptorate und Organisten in Geislingen" und nimmt ihn auch an, „um meinen Eltern vom Brote zu kommen". (Leb. u. Ges. I 65.) Im Januar 1764 heiratet er Helene Bühler, „eine Tochter des dasigen Oberzollers Bühler". (Leb. u. Ges. I 79.) Aber die spießbürgerliche Enge und Kleinlichkeit der Geislinger und insbesondere seiner näheren Umgebung, sowie die drückende Atmosphäre seiner Amtsstube lassen ihn hier nicht glücklich werden. „Über hundert Schüler, roh und wild wie unbändige Stiere, wurden mir auf die Seele gebunden. Ich erschrak mehr über das Unangenehme meines Amtes als über die Schwere meiner Pflicht." (Leb. u.

Ges. I 68.) Trotz des Unbehagens, das er die ganze Geislinger Zeit über empfand, hat er hier wie nie zuvor sich den mannigfachsten Studien gewidmet und so in kurzer Zeit die großen Lücken seiner Bildung ausgefüllt, wobei ihm der freie Zutritt zur Bibliothek des Ulmischen Obervogtes von Baldinger sehr zustatten kam. (Vgl. Leb. u. Ges. I 70 f., 74.) Das Jahr 1769 bringt die Erlösung. „Man suchte in Ludwigsburg einen Organisten und Musikdirektor, und durch Professor Haugs Bemühungen erhielt ich diese Stelle." (Leb. u. Ges. I 84.) Anfänglich wegen seiner großen Begabung von den höchsten Kreisen bewundert und geschätzt, schafft er sich durch satirische Äußerungen über hohe Persönlichkeiten viele Feinde. Ein Liebesverhältnis, das er zu einer Aalenerin unterhält, stört den Frieden seines Hauses und gibt „bald Anlaß, mich vor Gericht zu fordern und ins Gefängnis zu werfen". (Leb. u. Ges. I 117.) Nach kurzer Zeit wird er wieder freigelassen. „Mein Weib zeigte ihr liebedurchdrungenes Herz auf die rührendste Art; sie verzieh mir, schloß mich mit Tränen in ihre Arme und flehte, durch vorsichtige Tugend mich und sie vor dergleichen bittern Ahnungen zu bewahren." (Leb. u. Ges. I 118.) Trotz guter Vorsätze verfällt er wieder in den alten, ihm jetzt zum Verhängnis werdenden Fehler der Unvorsichtigkeit. Durch ein „satirisches Lied, das ich um diese Zeit auf Veranlassung eines anderen auf einen wichtigen Hofmann machte," und eine „Parodie der Litanei", die man sehr übel auslegt, verscherzt er sich vollends die seit langem schon im Schwinden begriffene Gunst der hohen scheinheiligen Gesellschaft [5]). Das „Oberamt" gibt ihm jetzt auf Befehl des Herzogs („Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis...") den Abschied. „Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu tun, mit dem Bedeuten, sich aus Unseren Herzoglichen Landen hienächstens unfehlbar zu entfernen." (Vgl. Str. I 199.) Der Unglückliche folgt „diesem Befehl auf der Stelle", stürmt „im Unsinn der Betäubung" aus Ludwigsburg hinaus (Leb. u. Ges. I 123) und zieht dann über Heilbronn, wo er „schon weit mehr Deutschheit als in Ludwigsburg" antrifft (Leb. u. Ges. I 124), nach der Kurpfalz (Mannheim—Schwetzingen—Heidelberg), macht hier „viele große Bekanntschaften" (Leb. u. Ges. I 163), glänzt durch sein künstlerisches Talent und versteht es, sich die Gunst des Kurfürsten zu erwerben. „Ich und meine Freunde glaubten anfangs, der Kurfürst würde mich sogleich in seine Dienste nehmen, weil dieser Fürst selbst davon sprach. Aber der Genius, der unsichtbar mein Leben und mein Schicksal auch im Sturme lenkte, ließ es nicht zu. Ich mußte mich durch ein kühnes Urteil über die Akademie in Mannheim, die das Herzblatt des

Fürsten war, vergehen; geflügelte Boten stellten sogleich mein Urteil in Riesengestalt vor den Thron, und mein mit wankender Hand erbautes Häuschen stürzte in den Sand. Nun war ich wieder gänzlich verlassen. Meine Gönner und Freunde zeigten mir Stirnen, von denen die Ungnade des Fürsten frostig auf mich schauerte; ich floh, denn Frost und Kaltsinn waren mir immer ärger als der Tod." (Leb. u. Ges. I 163 f.) Sein Ziel ist München, wo er, nachdem er zuvor einige Kulturzentren des ostfränkischen Raumes aufgesucht hatte, über die Route Ellwangen—Nördlingen—Donauwörth—Augsburg im Oktober 1773 mit seinem Reisegefährten, dem kurbayrischen Gesandten von Leiden, anlangt. (Vgl. Leb. u. Ges. I 172 ff.) Auch hier wird er seines Lebens nicht froh. Ein Denunziant aus Stuttgart diskreditiert ihn vor der Münchener Gesellschaft. Dieser Mann, vermutlich Zilling [6]), „ließ mir nicht einmal das wenige Gute, das selbst Feinde an mir bemerkt haben wollten. Er setzte sonderlich hinzu, daß ich an keinen Heiligen Geist glaubte und vorzüglich deshalb das Württembergische hätte räumen müssen. Fort mit ihm! hieß es nun allenthalben in München." (Leb. u. Ges. I 207.) Von den hochfliegenden Reiseplänen, die er sich nun zurecht legt (Leb. u. Ges. I 208), läßt er bald ab, und wir finden ihn im Frühjahr 1774 in Augsburg wieder, wo er eine vielseitige Tätigkeit entfaltet (Leb. u. Ges. I 221, 237 ff.) und vor allem seine berühmte „Deutsche Chronik" herausgibt, die ihres freiheitlichen Standpunktes halber alsbald vom Bürgermeister verboten wird. Der Autobiograph berichtet uns darüber folgendes: „Da ich ... am Schlusse meiner Anzeige sagte: Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll! — so stand der damalige, nun selige Bürgermeister von Kuhn im Senat auf und perorierte: Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit. Nicht eine Nußschale voll soll er haben! — Und hiermit wurde der Druck in Augsburg untersagt." (Leb. u. Ges. I 223.) Das Blatt wird in Ulm fortgesetzt. Schubart selbst siedelt im Januar 1775 dahin über, nachdem er aus Augsburg ausgewiesen worden war. (Vgl. hierüber Leb. u. Ges. I 250.) Seine Familie, die sich seit 1773 in Geislingen aufgehalten hat, nimmt er jetzt wieder zu sich und führt so wieder ein geordneteres Dasein. Aber kaum ist er hier in das ergiebigste und hoffnungsvollste Stadium seiner Entwicklung [7]) eingetreten, da wird er auf Geheimbefehl [8]) des württembergischen Souveräns durch das tückische Spiel des Kloster-Oberamtmanns Scholl am 23. Januar 1777 auf württembergisches Hoheitsgebiet nach Blaubeuren

gelockt und dann auf den Hohenasperg gebracht, wo er über 10 Jahre gefangen gehalten wird [9]).

„Die Nachtigall singt auch im Bauer;
Doch nicht so süß, als wär' sie frei.
Ihr Lied gluckt fürchterliche Trauer
Und nicht der Freude Melodei.
Ein Bild, o Gott! Ein Bild für mich:
Mein Lied tönt auch so fürchterlich!"

(Aus: „Die gefangenen Sänger."
Ges. Schr. IV, 154 f.)

Am 31. Mai 1783 schreibt der Unglückliche u. a. seiner Gattin: „Der Gefangene sieht die Natur im Witwenschleier; ihm ist selbst die Frühlingsflur eine gähnende Gruft.

Der freie Vogel
schwimmt in der Luft,
Ich aber brüte
im Kerkerduft.
Der Maienkäfer
summt froh daher:
Ich aber schleppe
die Fessel schwer.
Die Turteltaube
girrt um ihr Sie;
Doch, was ich liebe,
das find' ich nie.
Es ätzt die Schwalbe
die junge Brut,
Und ich bin ferne
von meinem Blut.
Im Frühling gattet
sich groß und klein,
Und ich, Elender,
bin ganz allein.

Mit solchen traurigen Empfindungen schließ' ich den Mai ....

Wie wohl wird's mir im Grabe sein,
wo keine Stürme wüten.
Da kann nicht täglich neue Pein
für mich ein Fürst gebieten.
Da ist nicht mehr die Sklaverei;
Da bin ich frei! Da bin ich frei!
und atme süßen Frieden."

(Vgl. Euphorion VIII 1901, S. 88 f.)

Erst am 11. Mai 1787 erhält er auf Verwenden des preußischen Königshauses die Freiheit, nachdem schon vorher neben den „Dornengängen" der Angehörigen andere hohe Persönlichkeiten in dieser Angelegenheit bei Herzog Karl Eugen vergeblich Vor-

stellungen erhoben hatten, so der Markgraf von Baden, der Prinz Georg von Darmstadt, die Prinzen von Gotha und Koburg, der Hofrat Deinet, Goethe, Lavater, Campe, Kazner und eine Menge von gelehrten, fürstlichen, gräflichen und „sonst wichtigen" Personen [10]). Die schlesische Dichterin Anna Luise Karschin hatte sich bei Franziska von Hohenheim für Schubart eingesetzt. Das Glücksgefühl der wiedererlangten Freiheit ist unermeßlich: „Schreien möcht' ich vor Freude, mich wälzen unter freiem Himmel im Frühlingsgrase, oder klettern mit der Gemse auf den höchsten Zackenfels, die gefalteten Hände in die Wolken strecken und dem großen Geber der Freiheit laut weinend danken . . ." (Schubart, s. Str. II 212.) Die sinnlose Willkür despotischer Launenhaftigkeit erreicht nun ihren Gipfelpunkt: Schubart wird von seinem langjährigen Widersacher Karl Eugen zum „Direktor des Theaters und der Musik in Stuttgart" ernannt. (Vgl. Str. II 212.) So ist jetzt zwar durch ein „ansehnliches Gehalt" (ebenda) sein materielles Dasein gesichert [11]), aber die lange Haft hat „die vollen Halme meiner Mannesjahre zerknickt" (Ges. Schr. IV 242) und seine Gesundheit ruiniert [12]). Nur wenige Jahre kann er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Herausgabe seines Volksblattes, welches seit 1787 unter dem Titel „Vaterlandschronik" erscheint, erfeuen. Schon am 10. Oktober 1791 schließt er für immer die Augen [13]).

Schubart offenbart in seinem Leben eine bewunderungswürdige geistige Regsamkeit. In seinem Wirken ist er vielseitig. Er ist Poet, Musiker, Deklamator, Theolog, Pädagoge, Dozent, Publizist. Auf allen diesen Gebieten hat er sich erfolgreich betätigt. Nicht zu überschätzende Verdienste hat er sich vor allem durch die Herausgabe seiner „Chronik" erworben, die weit über die schwäbische Heimat hinaus Verbreitung gefunden hat. Alle seine Schriften tragen das Gepräge seines Wesens und sind willkommene Zeugen seiner weltanschaulichen Haltung.

Ein so umfassendes Thema wie das vorliegende macht es notwendig, alles Accidentielle beiseite zu lassen und nur die Substanz des Ideengehaltes herauszuschälen. Wir werden auch guttun, wenn wir die Ideen, die im geistigen Leben Schubarts eine hervorragende Rolle spielen und denen er sich früher oder später mit der ganzen Inbrunst seiner Seele verschreibt, einer besonderen Behandlung unterziehen: es sind dies die Ideen des Vaterlandes und der Religion. In dem diesen beiden Kapiteln vorangehenden Abschnitt wollen wir die Grundtendenzen seiner Gedankenwelt in den Brennpunkt der Betrachtung rücken.

II. Die Grundtendenzen der Weltanschauung Schubarts

Die Zentralidee der Weltanschauung Schubarts, von der sein Denken und Fühlen die stärksten Impulse empfängt, ist die Idee der Freiheit. Seit den Tagen der Renaissance und Reformation ist sie dem modernen Denken ein unverlierbarer Besitz. Leibniz, der dem achtzehnten Jahrhundert die Marschrichtung vorgezeichnet hat, verankert sie in seiner Philosophie durch die Lehren von der individuellen Substanz und der Selbstentwicklung der Seele. Rationalismus und Irrationalismus halten an ihr fest. Um ihre praktische Realität wird in den politischen Revolutionen des Jahrhunderts der Aufklärung (Nordamerikanischer Unabhängigkeitskrieg, Französische Revolution) gerungen. Ist es ein Wunder, wenn ein so gewaltiges Phänomen auch in Deutschland, wo damals das herrschende politische System die bürgerliche Bewegungsfreiheit so sehr eingeengt hat, die Gemüter mächtig ergreift? Die Stürmer und Dränger, denen auch Schubart zugezählt werden muß, greifen mit Leidenschaft nach diesem Urphänomen und berauschen sich an ihm. Es gilt nicht, wie bisher, dieses einem rationalen Seinszusammenhange einzuordnen und von außen an die Individuen heranzutragen, nein, dieses Urphänomen trägt jetzt durch und durch subjektiven Charakter. Es quillt hervor aus den unergründlichen Tiefen der genialen Persönlichkeit und ist von dieser erlebnismäßig gezeugt. Es empfängt seinen Wert nicht von außen, sondern von innen. So begreifen wir auch, was Schubart eigentlich sagen will, wenn er spricht, daß er „mit diesem brennenden Freiheitsgefühle" geboren sei. (Leb. u. Ges. I 9.) Der „urdeutsche Freiheitssinn", den er seinen lieben Aalener Landsleuten nachrühmt (Leb. u. Ges. I 17), vertieft diese Anlage. Der allgemeine Zeitcharakter und die Lebensumstände im besonderen bringen dann dieselbe zur vollsten Reife. Und so wird dieses „glühende Freiheitsgefühl" sein Lebenselement. (Vgl. Kar. S. 203.) Es durchzittert sein Handeln und verleiht seinen Gedanken und Gefühlen Feuer und Schwungkraft. Seine Schriften legen hierfür beredtes Zeugnis ab. Was wir auch lesen mögen, überall können wir etwas von diesem Hauche verspüren. Bald bildet dieser Freiheitsdrang den leisen Unterton der ausgesprochenen Gedanken, die immer diese „Feuerseele" getreulich widerspiegeln, oder aber derselbe spricht sich unzählige Male direkt aus [1]). „Wenn ich von Freiheit spreche, so wird meine Rede Gesang:

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schoß entstiegen,
Du aller Wesen seligstes Vergnügen,
An tausendfachen Wonnen reich,
Machst du die Menschen — Göttern gleich.

Wo find' ich dich, wo hast du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle,
Dann ewig glücklich, ewig frei
Ein Priester deines Tempels sei.

Einst walltest du so gern in Deutschlands Hainen
Und ließest dich vom Mondenlicht bescheinen,
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihtester Altar.

Es sonnte Hermann sich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt' er seine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Lust
Drückst du den Deutschen an die Brust.

Bald aber scheuchten Fürsten deinen Frieden
Und Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieden;
Da wandtest du dein Angesicht:
Wo Fesseln rasseln, bist du nicht."

(Chr. 1789, S. 471—472.)

Auf dem Grunde der Freiheit, die nicht nur ihre staats- und kirchenpolitische, sondern auch ihre allgemein-menschliche und metaphysische Auswertung findet, baut sich das Denken Schubarts auf. Es zeigt drei Haupttendenzen: eine skeptizistische, eine empiristische und eine mystische. Alle drei Tendenzen richten sich gegen die rationalistische Aufklärung. Zwar wird von dieser der Mensch für das Maß aller Dinge erklärt, aber sie vermag nicht zu den geheimnisvollen Tiefen des Seelenlebens vorzudringen; werden doch alle psychischen Erscheinungen eben nur mit rationalen Erkenntnismitteln, d. h. — um in der damaligen Terminologie zu reden — mit „vernünftigen Gedanken" als letzten höchsten Kriterien zu erfassen versucht. Die Philosophie Christian Wolffs und seiner Schule zwängt die seelischen Phänomene einem zweckbestimmten, rationalen System ein; so werden sie, vom abstrakten Denken ins blutleere Gedankengebäude eingebettet, nicht zum Ausdruck erfahrungsmäßig gegebener seelischer Bestimmtheiten, sondern führen in abstrakter Sonderung ein Scheindasein als metaphysische Begrifflichkeiten, die mit dem unmittelbaren Leben in keinem tieferen Zusammenhange stehen. Diese rationale Psychologisierung macht sich auch in der damaligen Dichtung bemerkbar: Brockes, Haller, die Gottschedianer und auch die Anakreontiker sind hier zu

erwähnen. „Man strebt nach möglichster Klarheit, Logik, Regelmäßigkeit [2])."

Ganz anders muß sich das Verhältnis zum Innenleben gestalten, wenn man dieses nicht mehr durch rationalistische Konstruktionen, sondern auf Grund empirischer Gegebenheiten zu bestimmen sucht [3]). Diese Methode, durch die sich die Engländer ausgezeichnet haben, führt zu einer am Leitfaden der Erfahrung erprobten tieferen Verinnerlichung des psychischen Lebens. Locke und Hume sind nach dieser Richtung hin bahnbrechend vorangeschritten. Folgende Ergebnisse ihres Nachdenkens werden jetzt für die Auffassung des Psychischen von großer Wichtigkeit: Da die Reflexion die „Wahrnehmung seelischer Vorgänge in unserem Innern [4])" möglich macht, wird durch Locke die Selbstbeobachtung zum maßgebenden Prüfstein psychologischer Erkenntnis erhoben. „Die Reflexion des Bewußtseins auf sich selbst ermöglicht es, in dem empirischen Seelenleben Sinn und Zusammenhang aufzusuchen, ohne des Rückgangs auf metaphysische Qualitäten zu bedürfen. Solche Gesetze der Vorstellungsverbindungen wies dann Hume in den Assoziationen nach und brachte damit zuerst in das Gewirr psychischer Inhalte Licht, indem er der Psychologie in den Assoziationen nach Ähnlichkeit, Berührung oder kausaler Verbindung einen Ariadnefaden an die Hand gab. Sollte aber dies Assoziationsprinzip überall Geltung besitzen, so konnte es, wo das empirische Bewußtsein Lücken zeigte, nur durch Zuhilfenahme unbewußter Inhalte aufrecht erhalten werden. Der schon von Leibniz verfochtene Gedanke verschiedener Bewußtseinsgrade erwies erst jetzt seine ganze Fruchtbarkeit, indem er von den Oberflächen des Seelenlebens zu seinen tieferen Gründen vorzudringen aufforderte und ermöglichte. Die Entdeckung des Gefühls, die Tetens freilich noch ganz von den Anschauungen der Vermögenspsychologie aus machte, hängt damit aufs engste zusammen. Seine ethische Bedeutung war bereits von Shaftesbury und Rousseau betont worden [5])."

Auf dieser Grundlage kann sich ein ekstatisch-naturalistischer Subjektivismus gut entwickeln. Sie stellt den willkommenen Nährboden für den deutschen Irrationalismus dar, der in der Sturm- und Drangbewegung revolutionären Charakter annimmt. Der aktive deutsche Ahnherr dieser Stürmer und Dränger ist Herder, „eines der hellsten Gestirne am Himmel deutscher Ehre". (Chr. 1789, S. 309.) Seine großen Lehrer sind Kant, der damals reges Interesse für die Skepsis Humes und für Rousseaus Lehren bekundet, und Hamann, „genannt der Nordische Magus" (Chr. 1788, S. 442), der seine mystischen

Anschauungen mit dem Empirismus der Engländer in Einklang zu bringen weiß. Die Bezirke des Psychischen werden jetzt im Gegensatz zum an der seelischen Peripherie haften gebliebenen Rationalismus unendlich vertieft und erweitert. Denn „dieser entfesselte Subjektivismus mit seiner stärkeren seelischen Aktivität ... gibt die Möglichkeit zu einem ungleich weiteren Vorstoß in die Unermeßlichkeiten des Innen- und Außenlebens [6])." Die Dynamik des deutschen Lebensgefühls kann jetzt nach allen Seiten frei ausschwingen. In dieser Sphäre des Helldunkels, in der von jeher alles unmittelbare Leben seine wahre Heimat gefunden hat, entstehen die Sturm- und Dranggedichte Goethes und Schillers, die Hymnen und leidenschaftlich empfundenen Gedichte Schubarts und die Erzeugnisse der übrigen, mehr oder weniger bedeutenden Original-Genies. Neben der Dichtkunst, die den leidenschaftlich-revolutionären Geist vor allem im Drama zur Geltung kommen läßt, bietet die Publizistik ein gutes Propagandamittel. Allerdings wird hier der freie Ton, soweit er das politische Leben angeht, durch die Zensur des herrschenden absoluten Systems sehr eingeschränkt. Nur mutige Naturen, wie Schubart eine ist, kämpfen mit der Gefahr, das eigene Leben dabei aufs Spiel zu setzen, gegen alles an, was dem gesunden deutschen Empfinden zuwider ist. Der Generalangriff richtet sich nicht nur gegen das politische Leben, sondern auch gegen die ganze Kultur- und Kunstwelt, der die rationalistischen Geister Pate gestanden haben. Der Vernünftelei „tritt ein Streben zum Irrationalen entgegen, dem Zurückdrängen und Auflösen des Religiösen das Vordringen zum Religiösen, dem kampflosen Optimismus eine vertiefte Ethik mit stark kämpferischem Einschlag an Pessimismus und Skeptizismus, ... der Vorherrschaft des Kunstrichters das Vorrecht des freischöpferischen Genies, dem Allgemein-Schönen das Besondere-Charakteristische, ... dem Nachahmungsstreben die Originalitätsforderung, ... dem Mangel an historischer Einfühlungsfähigkeit (Aufklärung) die unverkennbare Kräftigung des historischen Sinns" [7]). In diesem Geisteskampfe ficht der Irrationalist Schubart tapfer mit. Er hat im Gegensatz zu andern, zum Teil größeren Geistern, deren Ideen nur in die oberen Gesellschaftsschichten dringen, durch sein Volksblatt die größten und heilsamsten Fern- und Tiefenwirkungen ausgeübt. Dieses Organ, in dem selbstverständlich in erster Linie der Publizist Schubart zu Worte kommt, wird zeitweise auch zum Sprachrohr seines dichterischen Genius'. So eigenartig und individuell sich dieser auch ausnimmt, so ist er doch nur aus der geistesgeschichtlichen Lage heraus vollkommen zu begreifen.

Noch bevor der „Nordische Magus“, dieser „Geistessonderling“, dessen „dumpfen, magisch-kabbalistischen, Jakob Böhmisch apokalyptischen Ton meine Seele so gern behorchte und auffaßte“ (Chr. 1788, S. 172 u. 442), seine dunklen Aphorismen schreibt und den wirksamen, durch seinen Schüler Herder fortgeführten Kampf gegen die einseitige rationalistische Lebens- und Kunstauffassung eröffnet, sind Pietismus und Klopstockianismus — jener schon um die Jahrhundertwende, dieser in spürbarer Weise etwa seit Ende der vierziger Jahre — bemüht, auch dem Gefühl sein Recht angedeihen zu lassen. Es ist kein Zufall, daß Schubart sich zur „Klopstockischen Feuermuse“ (Schubart, s. Str. I 142, 160) ganz besonders hingezogen fühlt, trifft er doch hier auf eine innere Wesensverwandtschaft mit seiner eigenen Dichterseele, der sich das Messiaserlebnis vom Jahre 1751 tief eingeprägt hat. „Eine Saite meines Herzens, von keinem Finger noch berührt, tönte da zuerst und klang überlaut. Von diesem Augenblick wandelte mich die größte Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopstock nur nannte. Ich glaubte, ein Engel hätte sich auf unsere Welt verirrt und nenne sich so. Den Messias lernte ich fast auswendig und weinte, zitterte, schauerte vor Freuden, wenn ich Stellen daraus deklamierte [8]).“ „Je weniger man heutzutage die Herrlichkeit Christus kennt, je gleichgültiger wird man gegen dies erste und größte Werk des deutschen Genius. Ja, elende, von französischen Kleinmeistern entmannte, in todkalter Korrektheit, im Klingklange des Reimes sich wohlgefallende und ihres Geistes Kindlein belächelnde Dichterlein und Kunstrichterlein verschreien sogar öffentlich und heimlich dies göttliche Werk, zu ihrer eignen ewigen Schmach und Schande.“ (Chr. 1790, S. 215.) Aber es „erquickt mein Herz, daß Deutschlands erster Dichter — so hochgeschätzt wird von den Nationen, so laut und in der Stille geliebt von Tausenden seines Volks, und nur angegrinst von Schneemännern, Gecken und Toilettepuppen.“ (Ebenda. — Vgl. auch Chr. 1774, S. 430.) „Klopstocks Dichtergenius ist unverkennbar; es schlägt einem wie Flammen aus all seinen Worten ins Gesicht. Geisteshöhe, Herzenstiefe, Tonfülle, Sprachgewalt hat er wie keiner. Unversiegbar rinnt der Quell seiner Empfindungen. Die Bilder seiner Schöpfungen stellen sich den kühnsten an die Seite; an Ahnungen des Lebens im Himmel müssen ihm aber alle lebenden und gestorbenen Dichter die Palme reichen. Sein Herz schimmert, wie Blut durch ein Krystallgefäß.“ (Ges. Schr. VI 137.) Es sei „lustig anzusehen“, wie unsere „kritischen Giganten“, die „schrecklichen Riesen Klotz, Weisse, Nicolai [9]) und Riedel“ zittern, „wann dieses kolossalische Genie vor ihnen vorüber-

geht.“ (Schubart, s. Str. I 140.) Die Klopstockische Dichtung übt außer auf Schubart auch auf die Göttinger Haindichter als die eigentlichen Klopstockianer einen mächtigen Einfluß aus und zwar nach der formellen sowie gehaltlichen und sentimentalen Seite hin. Zeichnet sich die seraphische Muse Klopstocks insbesondere durch ihr hochgestimmtes religiöses und nationales Ethos aus, so fehlt ihr doch ein wichtiges Grundelement aller Dichtung: das der Volkstümlichkeit. „Schade, daß sich Klopstocks Genie von der Dogmatik, oft selbst von den ängstlichen Regeln der Grammatik fesseln ließ. Griechische und lateinische Formen, unsrer Sprache so fremd, unter die sich der Dichter so oft schmiegte, hinderten den Allnutzen, das Allinteresse, mit einem Wort: die Popularität seiner Werke [10]).“ Auf das volkstümliche Element mit aller Eindringlichkeit hingewiesen zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst Hamanns und Herders, durch welche die nationalen Ideen Klopstocks und Lessings eine fruchtbare Vertiefung erfahren. Auf den Unterschied zwischen Kunst- und Volkspoesie hinweisend, betonen sie, daß jene sich an dieser verjüngen müsse. Überhaupt sei für den freischaffenden, schöpferischen Künstler, d. h. für das Genie, die unverfälschte Natur als einziges und höchstes Kriterium anzusehen, denn sie allein sei der Garant für eine wahre, lebensvolle Poesie. Eine solche findet Herder, der „Verfasser der vortrefflichen Fragmente“ (Schubart, s. Str. I, 105), den wir als den geistigen Testamentsvollstrecker Hamanns bezeichnen können, bei Homer, Ossian, Shakespeare, dem Volkslied und in der Bibel. Schubart, den Ansichten Herders zustimmend, bewundert diesen „Zeitenwäger und Geistesschätzer“ (Ges. Schr. VII 213) und hält ihn für geeignet und befähigt, „die Wunden unsers Jahrhunderts [11])“ zu heilen. „Mit Ehrfurcht nenn' ich seinen Namen.“ (Chr. 1775, S. 282.) Goethe [12]), durch Herder mit den neuen Ideen vertraut gemacht, führt dieselben mit der ganzen Kraft seiner Dichterpersönlichkeit ins Leben und entfaltet, „ein Genie, groß und schrecklich wie's Riesengebirg'“ (Schubart, s. Str. I 223), die „deutsche Kunst deutscher Wurzel“ zur höchsten Vollendung. Auch Claudius, den Schubart mit unter „die großen und edlen Männer“ stellt, „die für die Ehre unseres Vaterlandes arbeiten“ (Chr. 1787, S. 7), und Bürger haben in mehreren ihrer lyrischen Schöpfungen den echten Volkston getroffen. „Ich liebe ... Bürgers Muse sehr ...“, schreibt Schubart. (Vgl. Str. II 270.) Er lernt Bürger, der sein „Schwabenmädchen“ in Stuttgart besucht und dessen „Liebesroman ... ziemlich genialisch ist“ (Schubart, s. Str. II 281), in den Ostertagen des Jahres 1790 näher kennen. Bürger „gewinnt noch durch persönliche Bekanntschaft, und man

sieht es wohl, daß er das ätherische Dichtergepräge habe — jenes unwiderstehliche Feuer, das im Auge spricht, auf Wangen blinkt und den Dichterhauch zur Loh' macht." (Schubart, s. Str. II 282.) „Popularität oder Volkssinnigkeit halte ich mit Bürger'n für eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines Dichters. Wen nun wenige verstehen, der kann unmöglich jene göttliche Einfalt haben, die für jeden Menschen von schlichtem Verstande verständlich und einschneidend ist. Je stärker und daurender die Eindrücke eines Dichters bei der Nation sind, je größer ist er. Wie groß sind in diesem Betrachte Homer, Ossian, Shakespeare und Gleim in den Wirkungen seiner Kriegslieder auf die Preußen! — Alle diese Wirkungen konnte ohne Popularität nicht hervorgebracht werden. Das Muster aller Popularität unter den Deutschen ist Luther." (Ges. Schr. VI 133 f.)

Es ist ein eigentümlicher Zug der Zeit, daß viele Dichtungen bei ihrem Streben nach Naturwahrheit oft einen übersteigerten Charakter annehmen. Ist das im Drama fast durchweg der Fall, so ist doch auch die Lyrik von dieser Hyper-Ekstatik nicht verschont geblieben, zumal gerade diese Gattung der Möglichkeiten genug bietet, das Dichtergemüt leidenschaftlich auflodern zu lassen. Wenn wir hier von einigen Verstiegenheiten absehen, wie sie uns beispielsweise in einigen Gedichten Fr. L. Stolbergs u. a. begegnen, so müssen wir doch sagen, daß diese „Gefühlspriorität" gerade bei unsren großen Dichtern, bei Klopstock und den Sturm- und Drang-Genien Goethe und Schiller oft der wahrste, lauterste Ausdruck ihrer trunkenen Seele, ihres Urerlebnisses [13]) ist: sie ist dann so gewaltig, so hinreißend, daß der die inneren, noch halb im Unterbewußtsein sich bewegenden Stimmungen und Ahnungen widerspiegelnde Ablauf intuitiv geschauter und mittels der Sprache in die Begriffswelt emporgehobener Bilder in der Seele des Nachempfindenden, wenn er die Gefühle und Gedanken der Dichterseele mit eigenem Erlebnisgehalt assoziiert, eine ähnliche Urstimmung zu erzeugen vermag. Ist es so ein Wunder, wenn ein „wahrer poetischer Vesuv", wie es Schubart nach der treffenden Charakterisierung durch Bürger gewesen ist, gern der Muse lauscht, die ein verwandtes Seelengepräge aufweist? — So machte beispielsweise Schillers „Anthologie auf das Jahr 1782" einen so gewaltigen Eindruck auf sein Gemüt, daß er „in den Stunden der Weihe" eine dithyrambische Würdigung derselben gibt und seiner dankbar empfundenen inneren Genugtuung begeisterten dichterischen Ausdruck verleiht:

„Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll! ....
Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut ....."

(Gd., S. 128 f.)

In der von Schubart gefeierten Anthologie hat Schiller, „dieser Mann voll Geist und Kraft [14]),“ dem „heilige Geniusfunken aus der Seele, wie Loh' vom Opferaltare, aufstiegen [15])“, alle Sturm- und Drang-Motive in einer seiner damaligen Entwicklungsstufe adaequaten Weise zum dichterischen Ausdruck gebracht. Was seinen Landsmann insbesondere fesselt, ist das glühende Freiheitsethos, das alle Dichtungen Schillers durchweht. „Schiller ist ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß ...“ (Schubart, Str. II 32.) „Gott gab ihm Sonnenblick.“ (Ges. Schr. IV 64.) Der Asperg-gefangene, den Schiller besucht, liegt „an dessen Feuerbusen“ und weint „lange d'ran“. (Ges. Schr. IV 63.) Der herzinnige Ton der leidenschaftlichen persönlichen Rede, den man auch in Schubarts Schriften wahrnehmen kann, ist es, was ihn bei so vielen, die mit ihm in nähere Berührung kommen, beliebt macht. Zu seinem Freundes- und Bekanntenkreis gehören „die Edelsten meines Vaterlandes.“ (Schubart, s. Str. I 222.) Der „seelenvolle“ Miller ist sein „Herzensfreund“. (Schubart, s. Str. I 223, 226.) Von den Grafen von Stolberg, Goethe und Klinger sagt einmal Schubart: „Die Kerls haben mich alle liebgewonnen.“ (Str. I 223.) Zu Lavater, der „fleißig an mich schreibt“ (Schubart, s. Str. I 223), tritt er in ein freundschaftliches Verhältnis und ist besonders von dessen „Physiognomischen Fragmenten“, deren Methoden ja dem auf Unmittelbarkeit eingestellten Sturm- und Drang-Empfinden entsprechen, hochbegeistert. „Ein erstaunendes Werk!“ (Schubart, s. Str. I 218, 225.) Den Verfasser desselben zählt er zusammen mit Klopstock, Herder, Goethe, Schiller „und anderen wenigen“ zu „unsern neuen Kernschriftstellern ..., die den Donnerkeil der Sprache Tuiskons zu schwingen wissen.“ (Leb. u. Ges. I 25.) So begeistert sich Schubart auch für Wieland ausspricht [16]), als dieser sich noch in seinem seraphisch-klopstockianischen Entwicklungsstadium befindet, so bedenklich erscheint ihm der verwandelte Charakter seiner Muse in der Folgezeit. „Was wird dieser Proteus der Schriftsteller noch alles tun?...“ (Schubart, s. Str. I 63.) „Seine ausländische Miene, wollüstige Gemälde, freie Moral, Kenntnis des verderbten Herzens, dem er auf eine so süße Art zu schmeicheln wußte,

machten ihn leicht zum Lieblinge eines Volks, das ebenso gesinnt war . . .“ (Leb. u. Ges. I 157.) In Ludwigsburg beispielsweise war Wieland „beinahe der einzige Deutsche, den Hofleute, Soldaten, Gelehrte und bürgerliche Leser in ihrem Lararium aufstellten. Ich habe es aber dahin gebracht, daß man auch Klopstock, Bodmer, Denis, Shakespeare, Ossian und andere Dichter las, die mir mehr Deutschheit, Kraft und Nerven zu haben schienen als Wieland. Ich fand aber bald, daß man unseren wollüstigen und ausgearteten Zeitgenossen vergeblich Geschmack am Großen und Starken anpreist . . .“ (Leb. u. Ges. I 108—109.) Nicht besser sei es in der Kurpfalz gewesen, wo „Wielands Genius allenthalben Eintritt gefunden“ habe und Klopstock nicht der Autor gewesen sei „für eine halb französische, halb welsche, und damals kaum mit etwas Deutschheit tingierte Nation.“ (Leb. u. Ges. I 157.) „Nur wenige — aber die Edelsten — schmeckten Milton, Shakespeare, Young, Ossian und unsere echten deutschen Barden . . .“ (ebenda).

Mit dem geistigen Antlitz seiner Zeit ist Schubart wie selten einer vertraut, sei es das poetische, sei es das allgemein-literarische. Und es ist begreiflich, daß er, wenn auch etwas abseits, den Kampf der Geister, welcher in seine Lebensepoche fällt, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Kämpferseele mitmacht. Auf welche Seite er sich zu schlagen hat, ist für ihn von vornherein klar, es ist ihm nicht eine Utilitaritätsfrage, sondern eine solche des Gewissens und des gesunden Instinkts. Die neuen, dem Rationalismus in der Dichtung steuernden Ideen, welche die Epoche der Empfindsamkeit und des Sturms und Drangs mit sich bringt, berühren verwandte Seiten seiner Seele. Es sind, im Grunde genommen, Ansichten, die schon keimartig in seiner Seele liegen und die es nur zu wecken gilt, — Gedanken, die, nach einer bestimmten Richtung hin, ein unbewußter, natürlicher Drang oft genug dichterische Gestalt gewinnen läßt, noch bevor der von außen kommende theoretische Hinweis ausgesprochen ist. So hat Schubart frühzeitig mit großem Glück das volkstümliche Element in seiner Lyrik angebaut, und es ist nur zu bedauern, daß er dieser Gattung nicht sein Hauptaugenmerk hat angedeihen lassen. Er fühlt sich zu höhern Dichtungsformen berufen und glaubt, daß ihm das Klopstockisieren den eigentlichen Dichterruhm einbringen werde. Viele dieser Stücke haben freilich noch heute wegen ihrer edlen nationalen und religiös-ethischen Grundgesinnung Anspruch auf Beachtung. Was uns aber in den meisten dieser Oden und Rhapsodien stört, ist die durch den ungebändigten Gefühlsstrom hervorgerufene Disharmonie zwischen Gehalt und Form. Dieser sich selbst überschlagende „musikalisch-dynamische“ Charakter der Schubartschen

Ergüsse [17]) ist freilich in der Feuerseele ihres Schöpfers nur allzu begründet. Nur in wenigen dieser rhapsodischen Gesänge finden wir ein annähernd harmonisches Verhältnis zwischen Ausdruck und Gedanke. Schubart „rang und suchte, aber er erreichte nicht die reine Meisterschaft; bei seinem Ringen wirbelte er vieles empor, dem der rechte Glanz fehlte, vieles auch, was wie Raketenfeuer allzuschnell verpuffte — aber doch mischten sich auch Funken hinein, die ihren Weg hoch hinauf nahmen und auch uns heute noch wie Sterne am Firmament funkeln [18])." Die Eigenart der Schubartschen Muse spiegelt deutlich in ihren wesentlichsten Zügen den ganzen Charakter der irrationalistischen Kampfzeit wider. Der sentimentale Ton, der vielen seiner geistlichen Lieder und auch denen eigen ist, die in irgendeiner Beziehung zur Natur stehen, steigert sich in seinen Oden und Hymnen zum dithyrambischen Gefühlsausdruck und entlädt sich in Augenblicken stärkster innerer Erregtheit in einer In tyrannos- und Revolutionsstimmung, wie sie uns beispielsweise in der „Fürstengruft" entgegentritt. Aber die gemeinsame Grundlage seines ganzen geistigen Schaffens ist und bleibt — nicht eine abstrakte Wesenheit, sondern die Fülle und Mannigfaltigkeit der innern und äußern Lebens- und Naturerscheinungen, deren letzten Werten und Grundlagen der Schwabe oft in schwerblütiger Beschaulichkeit nachgesonnen hat und deren tragender geistiger Grund ihm in geheimnisvoller Zwiesprache mit der Gottheit offenbar wird.

Die skeptische Tendenz der Schubartschen Gedankenwelt ist gegen das „vernünftelnde" Zeitalter gerichtet. Schon die Skepsis Humes, mit dessen Ideen Schubart durchaus vertraut ist, hatte das rationalistische Gedankengebäude mächtig erschüttert. Das rationale Sein, das man in einem hyperempirischen Reich des Metaphysischen fest verankert glaubte, bricht unter dem Gewicht des Humeschen Gegenbeweises in ein Nichts zusammen. Er weist nach, daß dieses angebliche Sein eine „bloße Form der Vorstellungsverbindungen" ist. Dem vernünftigen Denken habe es auch unmöglich gelingen können, zu einem solchen objektiven Sein vorzudringen; denn es könne immer nur schon Vorhandenes analysieren, aber nie „ein wahrhaft Seiendes konstruieren [19])." Im Kampf gegen den einseitigen Rationalismus, der „im Vertrauen auf die objektive Rationalität der Welt in der Vernunft das Organ aller Erkenntnis erblickt" [20]), steht der Schwabe — bei aller sonstigen Verschiedenheit im Denken — auf demselben Boden wie der skeptische Engländer. Was dieser folgerichtig und mit großer Denkschärfe ausspricht, ist bei Schubart in das Gewand der leidenschaftlichen Kampfansage

gekleidet. Die „Revolutionen in der Weltweisheit“ haben ihn immer gefesselt; warum sollte er da jetzt abseits stehen, wo eine ihm im Innersten verwandte junge Generation, der Parole der Herder, Hamann folgend, den Geisteskampf aufnimmt? Und so geißelt er die Methoden und Vernünfteleien der rationalistischen Aufklärer, bei denen man vergeblich nach dem Naturwüchsigen, „Großen, Auffallenden, Originellen“ Ausschau halte. „Da lassen sie die größten, edelsten, wahrsten Empfindungen, gleichsam die Grundlinien unseres Daseins, in der Seele schlummern, ohne sie durch einen mächtigen Schrei aufzuwecken, in sie zu dringen und wie heiliges Feuer zu unterhalten . . .“ (Leb. u. Ges. I 283.) Er nennt sie „gefrorene Rationalisten auf Kathedern und am Pulte“ (Leb. u. Ges. I 107), „Schneemänner . . ., die entweder gefroren bleiben oder, wenn sie auftauen, in schäumendem, trübem Schneewasser zerfließen.“ (Leb. u. Ges. II 53.) Sie hätten sich „einen Richterstuhl aus Eisrinden“ erbaut und suchten nun „mit vieler Gravität zu behaupten . . ., Räsonnement sei mehr als Sentiment, Kälte mehr als Wärme . . .; daher die unausstehlich kalten Schneephilosophien, daher die frostigen Plappereien auf der Kanzel, daher die gefrornen Poetereien, daher der Todesschlaf unsrer Nation im Schneetal, und daher der sichtbare Verfall der einfältigen Größe und verborgnen Stärke der Alten. Hören doch die Eismänner nicht auf zu schreien: Ertöte die untern Seelenkräfte, löse Gefühl in Räsonnement, Liebe in Abstraktion, Imagination in feinen Duft, Phantasie in Schaum auf, und laß alles — Vernunft sein.“ (Chr. 1776, S. 758.) Auf diesen Vernunftstolz gibt Schubart folgende poetische Antwort:

„Du große, stolze Menschenzunft
Prahlst immer mit Vernunft
Und schwindelst auf zum Himmel,
Siehst da der Tiere Gewimmel
Tief unter dir verächtlich an. —
Und doch führt Vorurteil und Wahn
Gleich Dünstebildern dich in Lachen und Moräste.
Ach, auf der Welt, in diesem Torenneste,
Hat auch der Weiseste, der Beste
Sein Narrenkäppchen . . . .“
(Chr. 1775, S. 150—151.)

Am besten steht es jenen an, die, auf die Allmacht der Vernunft pochend, keine Ahnung haben von dem Begriff der psychologischen Totalität, wie ihn Hamann geprägt hat, und daher verachtungsvoll auf die seelischen Kräfte des Gefühls und der Phantasie herabschauen. „Es ist also wirklicher Segen des Himmels, wenn Männer auftreten, mit Kraft von oben aus-

gerüstet, und es wagen, einzudringen in den Lichttempel voll Eiszapfen ... und sie anzuglühen, die Kalten, bis sie tröpfeln, zerrinnen und dahinfließen in ihr Urelement — Wasser." (Chr. 1776, S. 758—759.) Und so läßt sich eine Unmenge von Stellen zitieren, in denen Schubart abrechnet mit „frostiger Tugend und gefrorenem Räsonnement [21])."

Der Negierung der „herzlosen" rationalistischen Abstraktionen steht das Bekenntnis zum unmittelbaren Erlebnis, wie es in der Hingabe an das Leben und Weben der Natur zum Ausdruck kommt, gegenüber. So verbindet sich in eigentümlicher Weise die skeptische Tendenz mit zwei scheinbar entgegengesetzten Gedanken: einem empiristischen und einem mystischen. Aber was vom Standpunkte nüchterner Verstandesmäßigkeit als Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit gewertet werden würde, ergibt sich dem Gefühlsenthusiasten als eine notwendige, im Grunde deutscher Weltanschauung verankerte Einheit. Immer ist schon den Feinden der blutleeren Abstraktion die Naturnähe oberster Grundsatz gewesen. Diese empiristische Tendenz proklamiert auch der schwäbische Stürmer und Dränger, der aus dem „Geist der erhabensten Philosophie", wie sie die „Bacon, Newton, Locke, die Shaftesbury und Bolingbroke" [22]) gelehrt hatten, viel herausgelesen hat. Der Mensch löst sich jetzt nicht los von der Natur und lebt in luftleeren metaphysischen Sphären ein Sonderdasein, nein! Er ist selbst ein autonomes, lebenserfülltes und kein abstraktes Naturwesen. Die natürlichen Regungen dürfen nicht unterdrückt werden; es muß vielmehr alles getan werden, um sie zur freien Entfaltung kommen zu lassen. Den irrationalistischen Seelenkräften, die der Natur nicht nur verwandter sind als die rationalistischen, — die vielmehr selbst lebendige Natur sind, gilt es besondere Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Die empiristische Tendenz erhält so einen starken psychologischen Einschlag. Das freie Spiel der Seelenkräfte darf nicht mehr gehemmt werden. Dem Betrachter von Kultur- und Kunstschöpfungen soll es darauf ankommen, die letzten treibenden Kräfte zu ergründen. Wenn wir hier nur den Hebel der Ratio ansetzen, bringen wir uns um „große Einsichten in die Seele des Menschen wie in die ganze Natur". (Leb. u. Ges. I 87.) Der „kalte Geist" lasse „gar vieles nicht aufkommen, was doch da ist, was die Summe unserer Kenntnisse um ein Großes bereichern und der Schlüssel zu manchem Naturgeheimnisse sein würde." (Ebenda.) Nur die „tiefblickende Seele" vermag in so manches Urdunkel Licht zu bringen. Sie „wagt sich an Gegenstände, die man bisher für unauflösliche Geheimnisse gehalten hat". (Leb.

u. Ges. II 79.) Sie ist es auch, die dem Mystischen, welches der Rationalismus aus seinem Bereich verbannt hat, wieder Heimatrecht angedeihen läßt. Hier zeigt sich deutlich die fruchtbare Kehrseite der deutschen, antirationalistischen Skepsis. Der psychologische Empirismus erhält erst dadurch seine höchste Weihe und seinen letzten Sinn, daß er in eine innige Verbindung mit dem Absoluten gebracht wird. Alle deutschfühlenden Geister haben mehr oder weniger diesem Mysticismus gehuldigt; denken wir an Meister Eckart, an Paracelsus, Jakob Böhme und an die Pietischen. Letztere stellen sich während des ganzen XVIII. Jahrhunderts dem platten Rationalismus entgegen. Hamann, der vom Pietismus ausgeht, hat die geniale Synthese zwischen mystischem Empfinden und dem empiristischen Sensualismus der Engländer herzustellen vermocht. — Die mystische Seele „schwimmt" bei dem Gedanken an Gottes Liebe „in Strömen von Licht" und ihr Empfinden hierbei gibt sie dann so kund: „Licht quoll aus mir und Licht strömte in mich" und ergreift „mein ganzes Ich". (Leb. u. Ges. II 24.) In dem Grunde der eigenen Seele liegt der Urquell des Absoluten. In der Vereinigung mit ihm erblickt die Seele ihre höchste Wonne: „Einheitsgefühl ist das Gottähnliche im Menschen; wer dies hat, der bewahr' es sorgfältig; er blicke hinaus auf die durchkreuzenden Lichtstrahlen der Mannigfaltigkeit; aber er lasse sich ja nicht verleiten, diesen seinen Ruhepunkt zu verlassen, wo er alles in Einem und Eins in Allem besitzt." (Leb. u. Ges. II 111.) „Gedanke und Empfindung" sind in solchem ekstatischen Zustande „in eins zerflossen". Der Hang Schubarts zum Mystischen und auch zum Magischen, der sich schon in der Kindheit zeigt, wird durch den Umgang mit Männern wie Schülen, Oetinger [23]), Lavater und später, besonders nach ersterer Richtung hin, durch die pietistische Lektüre, der er sich während seiner Gefangenschaft ganz besonders hingegeben hatte, mächtig verstärkt. „Obgleich der Betrug und die Täuschung in unsern Tagen abscheulich ist, so bin ich doch fest überzeugt, man nenne mich Schwärmer oder nicht, daß es gewisse geheime Künste gibt, die, den Mißbrauch zu verhüten, Gott nur einer kleinen Menschenzahl aufgedeckt hat. Welche sympathetischen Wunder hab' ich schon mit Augen angesehen! — Wer alles verleugnet, was gegen sein System ist, erhält endlich eine gar kärgliche Summe von Realitäten." (Leb. u. Ges. I 87.) „Ich bin sehr überzeugt, daß Lavater mehr wisse, fühle, sehe, ahnde als viele, die ihre Seele durch Unglauben verstümmeln, indem sie gewisse große Fähigkeiten derselben aus Furcht vor der Schwärmerei unterdrücken." (Chr. 1789, S. 94.) „O Seele, welche Tiefen liegen in dir, und wie wenig kennt man dich, wenn man

statt der Schrift, die auch hier die sicherste Leiterin ist, einen kalten, kurzsichtigen, nachlallenden, ungläubigen Psychologen zum Lehrer wählt." (Leb. u. Ges. I 86.) Schubart unterstreicht von jeher stark die divinatorische und visionäre Seite der Menschenseele. Diese scheine „einen Genius oder eine ihr angeschaffene Kraft zu haben, die ihr die größten und wichtigsten Begebenheiten ihres Lebens zuweilen in Träumen vorzeichnet oder die Zeitigung und Annäherung dieser Begebenheiten durch Ahnungen fühlbar macht. Ich und meine Gattin haben das eine wie das andere mehrmalen erfahren . . ." (Leb. u. Ges. I 86—87.) An anderer Stelle heißt es: „Es liegt eine Prophetie, vis divinandi nennt sie Cicero, in unserer Seele, die sich zuweilen wachend in Ahnungen, schlafend in Träumen zeigt. Wo ist der Mensch, der dies nicht erfahren hat?" (Leb. u. Ges. I 85.) Ludwig Schubart schreibt über seinen Vater: „Es war eine seiner Lieblingsäußerungen durchs ganze Leben: daß die Menschenseele Tiefen enthalte, wohin noch kein Auge geblickt und die aller Systeme und Philosophien spotteten. Namentlich hielt er stets viel von Träumen und Ahnungen und glaubte, daß die Divinationsgabe gewissen Seelen wie das Genie beiwohne, über welches letztere ihm die Raisonnements der Schule sehr lächerlich vorkamen." (Kar., S. 183.) Der vitalistische Zug in Schubarts Veranlagung ist aber stark genug, um sich durch das mystisch-divinatorische Element seines Gemütes in seinen empirischen Lebensrechten nicht beschränken zu lassen.

Schubarts psychologische Gesamthaltung trägt unverkennbar die Wesenszüge der revolutionären Epoche an sich. Die enge Verbindung eines skeptischen Empirismus mit einem mystischen Glauben, die das Denken des Schwaben charakterisiert, ist durch die originelle Persönlichkeit Hamanns theoretisch begründet worden und wirkt von hier aus — unter wechselnder Hervorkehrung bald dieses, bald jenes Gedankens, in der jungen Generation der Stürmer und Dränger fort. Hatte der Rationalismus in der blutleeren Abstraktion sein Heil erblickt und das ganze Sein auf objektive Begriffsgebilde zurückgeführt und logisch fest begrenzt, so bewegt sich jetzt das Sinnen und Trachten gerade nach der entgegengesetzten Seite. Die Unmittelbarkeit des Erlebens ist das Entscheidende. Damit in Zusammenhang steht der Drang nach dem Unendlichen. Ein solches Streben konnte den mystischen Glauben an die bewegenden Lebensmächte nicht missen. Auch der Schwabe Schubart fühlt sich dieser nicht selten auch widerspruchsvollen Lebensstimmung im Innersten verwandt und drückt den neuen Ideen den Stempel seines Geistes auf. Wir machen sie uns klar

an den Lehren von dem Genie, von der Natur und von der Kunst.

Die Verbreitung des Wortes „Genie“ lassen sich in den sechziger Jahren die Popularphilosophen, besonders Sulzer und Mendelssohn, angelegen sein. Diese „vorsichtigen Denker konnten den Geniebegriff zwar nicht vertiefen, aber sie suchten ihn philosophisch zu ergründen ... Aber alle philosophischen Zerlegungen des Begriffes hatten höchstens einen Schulwert für Leute, die „aus Maximen und Sentiments zusammengesetzt“ waren. Einen Lebenswert bekam die Vorstellung vom menschlichen Genie erst, als man sie mit dem Temperament aufnahm, alle Folgerungen zog und das ganze Leben der Führung des Genius anvertraute. Erst als Männer wie Hamann und Herder den Gefühlsinhalt des Wortes Genie verkündeten, erst da lauschte die Jugend auf; erst da konnte der Begriff das Kennwort einer ganzen Zeit, eben der Genieperiode, werden [24]).“ Die geniale Persönlichkeit offenbart ihre Stärke je nach Veranlagung bald mehr im Voluntarismus, bald wieder mehr im Intellektualismus bzw. Intuitionismus. Die Stürmer und Dränger fühlen sich besonders zum voluntaristischen Typ, zum Kraftmenschentum, hingezogen, für das das Interesse seit den Tagen der Renaissance nicht mehr verstummt ist. Aber darüber hinaus ist man großzügig genug, alles zu bewundern, was Größe verrät; sogar Persönlichkeiten, die man aus weltanschaulichen Gründen nicht gut leiden mag. In den Ges. Schr. VII 54 finden wir folgende Definition des Geniebegriffes: „Man versteht unter dem Genie diejenige Übereinstimmung der Geistesfähigkeiten, die uns zu den schwersten Unternehmungen in einem ausnehmenden Grade geschickt macht. Gesunde Vernunft, reifer Verstand, Scharfsinn, schöpferische Einbildungskraft, blühende Phantasie, reicher Witz, treues Gedächtnisvermögen — alle diese Eigenschaften der Seele in ihrer Zusammenstimmung bilden das Genie. Ist mit diesen großen Eigenschaften noch Güte des Herzens, zartes Gefühl des Schönen, ungestümer Tatendurst, Arbeitsamkeit und unerschütterte Gesundheit vereinigt, so macht dies zusammen den außerordentlichen Mann aus ...“ Solche „Männer, wie die durch sie bewirkten großen Begebenheiten, sind zu allen Zeiten die Lust und das Wohlgefallen der edelsten Menschen gewesen ... Was sind die Dämme des Herkömmlichen, von Alltagsseelen mit Handwerksmühe ertürmt, wenn der volle Strom des Genius hochflutend daherbraust!“ (Chr. 1787, S. 301; vgl. auch Ges. Schr. VIII 68 ff.: „Vom Großen unsrer Zeit.“) „Genie ist etwas Zufälliges, das Gott höchst selten unter die Menschen verteilt hat.“ (Schubart, s. Str. II 131.) „Ganze Staaten und Völkerschaften

scheinen oft in tiefen Schlaf versunken zu sein; die Staatsmaschine bewegt sich so schläfrig und langsam, als wär's Wiegengesang, der so viel Mohnkraft hat, daß alles um ihn her nickt. Aber plötzlich fährt ein Genie empor, flammt gleich dem Siebengestirn am umnachteten Himmel, und das träge Volk wischt sich den Schlaf aus den Wimpern und starrt nach der Erscheinung zum Horizont hinauf. Der Donnergang des Genies macht Berge beben und Felsen zittern. Wie reich ist nicht die Geschichte an Beispielen zu diesem Texte! Welchen Schwung haben nicht Sesostris, Alexander, die Solon, Lykurg, Caesar, Hermann, die Heinriche, Ludwig XIV., Peter der Große, Friedrich der Große ihren Völkern gegeben! Welche Revolutionen im Gebiete des Verstandes und Geschmacks haben nicht die Homer und Sokrates, die Virgil und Cicero, die Shakespeare und Newton, die Leibniz und Klopstock, die Rousseau und Voltaire hervorgebracht! Diese großen Genies haben einen so wohltätigen Lichtausguß in sich, daß sie wie Schöpfer zur Finsternis sagen dürfen: Es werde Licht! ... Im Reiche der Politik, der Kriegskunst, der Gelehrsamkeit und des Geschmacks sind diese Einflüsse großer Geister auf das ganze Volk sichtbar." (Ges. Schr. VII 7—8.) Der „himmlische Geniusstrahl" sei göttlicher Natur, daß er sich unmöglich verbergen lasse. Er „drückt, treibt, stößt und brennt solange, bis er als Flamme ausschlägt und sich in seiner olympischen Herrlichkeit verklärt". (Ges. Schr. V 374.) „Die Genies scheinen, wie Neptuns Rosse, mit Einem mächtigen Schlage des schöpferischen Dreizacks gleich ganz und vollendet aus der Hand der Natur zu springen." (Ges. Schr. VII 10.) Sie schauen „gar bald den Lichtpfad, der zur Unsterblichkeit führt." (Ges. Schr. VII 11.) Ihr Gefühl ist „Großheit". (Ges. Schr. VII 8.) Sie, die das Gegenstück zu den „kleinen, geist- und tatlosen Seelen" darstellen, läßt „das edle Verlangen nach großen Taten nicht ruhen" (ebenda). Aber die „Alltagsseelen" stehen ihnen oft verständnislos gegenüber. „Dem Gange des großen Mannes kriechen Pöbelseelen wie Insekten nach und richten seine Tat, ehe sie vollendet ist; ... das Geschrei des Unverstandes ist nie lauter, als wenn ein Originalgeist erscheint und die trägen Seelen aus ihrer gedankenlosen Ruhe aufjagt. Der große Mann aber achtet das nicht, hält seinen Riesenschritt und läßt nach vollendeter Tat das Staubvolk an seiner Gebirgshöhe hinaufgaffen." (Ges. Schr. VII 48.) Großes kann nur der erreichen, der sich von den angeborenen Naturkräften treiben läßt. Zu ihnen gehören die Leidenschaften[25]), die dem rationalistischen Sittenprediger eher als etwas Sündhaftes denn als etwas Gutes erscheinen. Aber „es ist eine lächerliche Forderung gewisser Moralisten, daß man immer

und immer nur die Leidenschaften zügeln und am Boden halten solle. Wer Phlegma oder Stärke genug besitzt, dies zu tun, bei dem entsteht am Ende eine mechanische Gewohnheit daraus, und er wird ein toter, seelenloser Automat, ohne Schnellkraft und Unternehmungstrieb. Die Natur hat dem Menschen nichts umsonst gegeben, am wenigsten ein so mächtiges, die ganze Seele in all ihren Tiefen umfassendes Princip. Leidenschaften sind in der Geisterwelt ebenso unentbehrlich, als das Feuer in der Welt der Körper: die stockenden Kräfte werden dadurch in Umlauf gebracht, vor Moder bewahrt und zur Aktivität herausgefordert. Alles, was in der Menschengeschichte groß, was gottähnlich und bewundernswert ist, das ist durch Leidenschaften hervorgebracht; ... wir möchten den Geschichtsforscher sehen, der uns im ganzen Umfange seiner Wissenschaft eine einzige bedeutende Erscheinung aufzutreiben wüßte, welche allein durch Vernunft und nicht vielmehr durch den Sporn der Leidenschaft bewirkt worden wäre: Leidenschaften tragen den Stoff herbei, die Vernunft ordnet und verarbeitet ihn bloß. Alle Werke des Genius und der Kunst, die unsere Natur adeln, gingen von diesem zündenden Brennpunkte aus; und die größten Gesetzgeber haben nur dadurch auf ganze Generationen gewirkt, daß sie die Leidenschaften ins Spiel zu bringen wußten. — Zügeln muß man das kraftsprühende Roß, daß es nicht durch die Menge wüte, mit dem Hufe haue und zermalme; zügeln, aber nicht abstehen und seine Kraft verdorren lassen. Wer die Leidenschaften der Menschen zu erregen und zu lenken versteht, der hat Beruf zum Reformator und kann alles mit ihnen anfangen." (Leb. u. Ges. II 231 f.)

Zu solchen revolutionären Reformatoren haben sich die Originalgenies aufgespielt. Sie wollen eine unnatürliche Welt aus ihren Angeln heben und eine neue, mehr natürliche, an deren Stelle setzen; so auch Schubart. Ihn, der ein verschworener Feind der ungenialen, „herzlosen Kosmopoliten" ist (Chr. 1776, 832), hat die nationale Idee der neuen Zeit mächtig ergriffen. (Vgl. Schubarts Stellung zu Herder und sein Eintreten für dessen „große, kühne, heilsame Wahrheiten". Chr. 1775, 282—283.) Von diesem Standpunkte aus wird mit den Waffen deutschen Geistes revolutioniert. Die Kraftquellen für diesen Kampf liegen bei den Genialen der deutschen Vergangenheit und Gegenwart: bei Arminius, bei Luther, bei den großen deutschen Königen — mit einem Worte: bei allen, die ihre große Begabung in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt haben.

Schubart ist ein Bewunderer deutscher Schöpferkraft, die

besonders in der Gotik in einzigartiger Weise zum Ausdruck komme: „Wir haben Göttergebäude hingetürmt und den Riß, wie Gott, als er Welten schuf, aus uns selber genommen . . .; ein Seher, der wie Goethe sieht, bleibt staunend vor diesen Gebäuden stehn und bemerkt die lichthellen Züge altdeutscher Geisteskraft. Und noch gibts große Seelen unter uns, die so lange in die Nacht hinschauen, bis es dämmert, oder bis ein Flämmlein auffährt, das den umnachteten Pfad beleuchtet. Eben dies stete Hinschauen . . . hebt uns über alle Nationen der Welt empor." (Chr. 1776, 74.) „Großheit und Schauerhöhe rührte mich immer stärker als bloße ruhige Schönheit; daher empfand ich's nie mächtiger, daß ich noch eine offene, empfängliche Seele hatte, als wenn ich das Münster (gemeint ist das gotische Münster zu Ulm!) bestieg, diese heilige Pyramide, Gott und dem Genius der Deutschen zu Ehren hingetürmt." (Leb. u. Ges. I 276 f.) „Münster! Ehrwürdiges Denkmal teutscher Größe, sei mir gegrüßt in deiner Majestät! Du trägst heilige Spuren teutscher Kraft und teutschen Geistes. Nie geh' ich an dir vorüber, ohne vor Ehrfurcht aufzuschauern . . ." (Chr. 1776, S. 1.) Es ist die Ehrfurcht vor dem genialen deutschen Schöpfergeist, die aus diesen Zeilen spricht. Dieser Schöpfergeist ist besonders dadurch charakterisiert, daß er aus dem Ganzen und aus innerer Notwendigkeit heraus schafft. Rationalistische Geister, bei denen das rein Verstandesmäßige gegenüber dem unmittelbaren Gefühlsdrange den Vorzug hat, können nach der Auffassung der jungen Generation niemals so ein die tiefsten Tiefen der deutschen Seele ergreifendes Ganze schaffen. Das vermag nur das originale Empfinden des germanischen und des ihm verwandten griechischen Geistes. „Französismus" bedeutet dieser Genieepoche bestenfalls N a c h a h m u n g der Antike. Dagegen gelten Griechen und Germanen als „die eigentlich genialen Völker", die in ihrem Wirken den Stempel der Originalität verraten. Bei ihnen ist „die innere Einheit von Mensch und Werk" vorhanden [26]). Daher gilt die echte Begeisterung Schubarts neben dem Germanentum auch den Griechen, aus deren „Goldbache" [27]) er früh zu schöpfen anfängt. Freilich zeigen diese im Gegensatz zum Sturm und Drang „bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele" (Winckelmann), aber auch in ihren Schöpfungen offenbart sich lebendige Natur und nicht kühle Rationalität, wie beim Westeuropäertum. Es lebt in ihren Werken ein „Ahnungsvolles" und „Unbestimmtes" (Wundt), das unmittelbar aus den unergründlichen Tiefen der genialen Persönlichkeit hervorquillt. Zu solchem Schöpfergeist fühlt sich Schubart zeitlebens hin-

gezogen. Freilich teilt er das Prädikat „genial“ im Feuer der ersten Begeisterung zuweilen auch Werken und Männern zu, die dieses Lob nicht verdienen und mit ursprünglichem Denken wenig gemein haben. Aber in Stunden der Besinnung und wahrer Empfindung weiß er dann immer „die häufige Spreu von der reinen Frucht zu sondern“. (Leb. u. Ges. I 72.)

Als einziges Kriterium dient der Maßstab, den die Natur selbst an die Hand gibt. Dieser — freilich nicht im materialistischen Sinne aufzufassende, sondern nur die Lebensnähe bezeichnende Naturalismus des Schwaben ist gegenüber den rationalistischen Mächten skeptisch eingestellt; denn diese hätten sich, wie Schubart sich ausdrückt, „vom lebendigen Naturquell zu weit entfernt“ (Chr. 1776, 146) und in die „Irrgänge der Künstelei“ begeben. (Chr. 1787, 412; Ges. Schr. VIII 104.) An die Stelle der „toten Einbildungskraft“, des „versiegten, ausgetrockneten Empfindungsquells“, des „frostigen Klügelns der eiskalten Vernunft“ setzt er das lebendige Gefühl. (Vgl. Chr. 1775, 827 f.) Ihm komme gegenüber dem kalten Verstande die Priorität zu. Die „unbezähmbare Natur“ der Originalgenies „schüttelt bisweilen mit Macht das ganze Rüstzeug der Konvention ab“. (Ludwig Schubart: Kar. S. 213.) Diese, gegen die auch die rationalistische Aufklärung ankämpft, wird von den Stürmern und Drängern selbst als „ein Produkt der Reflexion“ [28]) aufgefaßt. Die Vorzeichen, unter denen die Angriffe erfolgen, sind also verschiedene. Schubart, im Einklang mit der neuen Lebensstimmung stehend, sieht mit Verachtung auf die „feinen Raisonnements“ der westlerischen Formen huldigenden Gesellschaftskreise und fühlt sich um so mehr dem sich einfach und natürlich gebenden Volke verbunden. Er empfindet eine „herzliche Liebe für das Volk“ (s. Kar. S. 237) und behält „in allen Situationen seines Lebens eine sichtbare Tendenz“ bei, „sich mehr zu den Niedrigern zu gesellen, als zu Gleichen oder Höhern. Der Grund lag unstreitig darin: ... er wollte reine, gesunde und, soviel wie möglich, ungemischte Natur um sich haben ...; und dies fand er unter den untern Ständen weit mehr als unter den höhern.“ (Vgl. Kar. S. 212.) Er selbst bekundet, daß er „als Dichter unter den niedern Ständen weit mehr gelernt“ habe als unter den höhern; denn jene ständen „näher am Quell der Natur“. (Leb. u. Ges. I 219.) Dem „Sohn der Natur“, wie Ludwig Schubart seinen Vater treffend nennt (Kar., S. 242), bieten auch die „kunstlosen Gärten“ in ihrer empirischen Mannigfaltigkeit mehr „Stoff zum Genusse der Natur“ (Leb. u. Ges. I 20) als die moderne Gartenkunst des Westens, die die vielgestaltigen Schönheiten der Natur einem auf begrifflichem

Wege gewonnenen starren Gesetz unterordnet. Für den Augenblick läßt sich auch Schubart von der überwältigenden Pracht moderner Naturanlagen, wie er sie an den Höfen sieht, berauschen. (Leb. u. Ges. I 158 f.), aber von nachhaltiger Wirkung bleiben bei ihm doch nur die Eindrücke der unverkünstelten und unverschnitzelten Natur: der „schönen, von der Kunst nicht verdorbenen Gärten“ (Leb. u. Ges. I 140) und der heimatlichen Berge; „das Umherklettern auf meinen Bergen, wo ich die Riesentrümmer der altdeutschen Ritter, der Geißelsteine, Wöllwarthe, Hochberge aufsuchte, machte mir die leeren Stunden ... zu elysischen Augenblicken.“ (Leb. u. Ges. I 78.) Wonnetrunken gibt er sich in solchen Stunden ganz dem „lebendigen Weben der schönen ... Natur“ hin. (Leb. u. Ges. I 292.) Das Studium der Schriften von Rousseau, Hamann, Herder, Lavater, Jakob Böhme u. a. mag dann dieses nicht selten mystisch-verklärte Naturgefühl noch gesteigert haben. Unmittelbaren Einfluß aber hat nach dieser Richtung hin „Sokrates Schülen“, dieser „gefühlvolle Priester der Natur“, auf die Seele des Schwaben ausgeübt. (Leb. u. Ges. I 37, 58.) Der „Enthusiasmus, womit er seine großen Ideen herauswälzte, zündete auch mich an und ließ heiliges Staunen über die Werke Gottes in meiner Seele zurück, das mich hernach immer und selbst im Kerker emporhob, wenn ich den Mond und den gestirnten Himmel durch mein Eisengitter betrachtete. (Leb. u. Ges. I 37.)

Der Naturbegriff als solcher bestimmt auch das Verhältnis Schubarts zur Kunst. Ludwig Schubart berichtet von seinem Vater, daß alles Künstliche einen „sehr geringen Anteil an allen Erzeugnissen seines Lebens“ gehabt habe. (Kar. S. 242 f.) Die Machwerke der platten Rationalisten, z. B. ihre Kunstlehre, verdammt Christian Schubart gänzlich; denn „alle Fesseln, und hätten sie die Grazien selbst gewunden,“ sind ihm „höchst verhaßt“. (Kar. S. 243.) Er verläßt sich „so sehr auf die Kraft seiner Natur, daß er die Regeln der Kunst bloß als Krücken für Krüppel und Lahme“ betrachtet (ebenda). „Wer eine Gehkraft hat“, sagte er, „bedarf ihrer nicht. Homer schrieb vor dem Aristoteles, Shakespeare und Milton vor Home und Burke; Luther und Klopstock vor Sulzer und Engel: Und wie so ganz anders haben sie geschrieben als die, so nach ihnen die Regel befolgten! Genie, dieser fallende Strahl aus der Wolke, schafft die Regel und nimmt sie nicht an. Die Regel ist aus den Werken früherer Genies abgezogen; sie dem spätern als unerläßliches Gesetz vorschreiben, heißt seinen Flug lähmen und seine Selbstheit mit Bleigewichten behängen.“ (Ges. Schr. II 243.) Schubart „dichtet

nie, um seine Kunst zu zeigen.“ (Kar. S. 160.) Er „strömte aus innerm Bedürfnis der Natur den Gedanken oder die Empfindung aus, die eben in seiner Seele herrschend war“ (ebenda). Wer den „Charakter eines Dichters mit Recht behaupten will“, meint er, muß „von seiten der Natur . . . Genie besitzen, Verstand mit einer glühenden Imagination vereinbart; von seiten der Kunst soll er Sprachenkenntnis, Weltweisheit, die feinste Kenntnis der Natur und des Menschen haben und in keinem Fache der menschlichen Erkenntnis ein Fremdling sein. Dann setze er sich auf den heil. Dreifuß, Rauch und Dampf erfülle das Haus, der pythische Gott spreche, und seine Worte sollen mir Orakel sein, im Enthusiasmus der Götter gesprochen . . .“ (Schubart, s. Str. I 93.) „Ich weiß niemand, der diese starke Poetenprobe aushält, als Homer, Milton, Shakespeare und Klopstock. Wann ich diese lese, so fliehen vor mir alle anderen Dichter wie die stellae minores vor der gehörnten Phöbe vorüber.“ (Schubart, s. Str. I 93—94.) Wenn man „die Ingredienzen eines Dichters auseinandersetzen wollte, so müßte man der Deutlichkeit wegen gewiß folgende Rubriken machen:

Genie, womit ich das Herz in genaue Verbindung setze; denn Genie ohne Herz ist nur halbes Genie . . .

Schärfe des Urteils, ohne welches der Dichter Ungeheuer schaffen würde, oder Welten ohne Ordnung.

Literatur, nicht eigentliche Gelehrsamkeit; denn akademischer und scholastischer Wust gibt eine Rinde, durch welche der Genius nur mühsam durchblitzt, sondern dasjenige Maß von Kenntnissen, dessen der Dichter zur Ausführung seiner Gegenstände bedarf. Der Dichter muß nie Unwissenheit verraten; denn das schickt sich für den Göttersohn nicht. Er darf aber auch nicht Gelehrsamkeit auskramen oder, welches eins ist, das Heiligtum der Musen mit menschlichem Unrat entweihen. Milton hat durch seine Gelehrsamkeit gewiß seinem göttlichen Gedichte geschadet, so wie unser Wieland sich durch vaste Literatur selbst einen Damm erbaute, der seinen Geniestrom einzwängte; daher auch die wenige Originalität in seinen Werken.

Sprachstärke: Alle großen Dichter sind auch Verbesserer, oft Umbildner der Sprache geworden. Sie rangen mit der Sprache, wie Jakob mit Gott. Keines Volkes Sprache wurde je groß, stark, schön und reich, ohne die Bearbeitung großer Dichter.

Popularität oder Volkssinnigkeit halte ich . . . für eine der vorzüglichsten Eigenschaften eines Dichters . . . Das Muster aller Popularität unter den Deutschen ist Luther . . .

Wie allgewaltig wirkte er mit seiner Sprache! Noch denken wir mit ihr, schreiben mit ihr, beten mit ihr! Kein deutscher Dichter ist groß geworden und wird groß werden, der nicht diesen Vaterlandsapostel studiert hat.

Laune: Diese Abweichung vom Conventionellen und Üblichen, sofern sie ins Lächerliche fällt, worin die Engländer so ausgezeichnete Muster sind, findet sich bei allen großen Genies, folglich auch bei Dichtern in größerem und vermindertem Grade. Der Sänger der Iliade verrät in seiner Batrachomyomachia viel Laune; Young, der himmlische Seher in der Nacht, hat in seinen Satiren reiche launische Züge, sowie unser Klopstock in seiner so wenig verstandenen Gelehrten-Republik gezeigt hat, daß auch ihm das Wölkchen Laune auf der Stirne dämmert. Unsere ältern Dichter, Fischart, Burkhard Waldis, Sebastian Brant, hatten weit mehr Laune, als die neuern — Liscow, einen unserer Morgensterne, ausgenommen.

Witz bedarf der Dichter viel ... Nur in großen Werken muß der Dichter mit dieser Gabe sparsam umgehen, denn der Witz gleicht nicht selten einem Modegecken, der seinen Körper durch überladene Verzierungen und schreiende Papageifarben zu heben sucht. Das Gedächtnis — ja nicht zu vergessen; diese viel zu tief heruntergewürdigte Seeleneigenschaft. Wem in der Stunde der Begeisterung oder vielmehr der Ausarbeitung und Anordnung des erfundenen Feuerstoffes das Gedächtnis nicht die nötigen Subsidien zuführt, der schwächt durch Fehler und Lücken die Eindrücke seines Gedichts.

Nach dieser kurzen Zergliederung ist also der Dichtergenius der größte unter allen. Er ist der wahre Nachahmer Gottes, schafft wie Er, ordnet wie Er, stellt dar wie Er, wirkt wie Er, — Gott in ungeheuern Bezirken, der Dichter in eingeschränkten ...“ (Ges. Schr. VI 132 ff.) Schubart erblickt im „wahren Dichter“ einen „Seher“: „Und wie sehr ist er's!! Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft liegen vor ihm — oft aufgedeckt, oft sieht er nur durch wolkenöffnende Blitze ins Heiligtum. Ist ihm Wahrheit über alles heilig, rückt er durch Demut und Einfalt Gott immer näher, ist er von Menschenliebe und Patriotismus beseelt, bewahrt er durch weise Diät seinen Leib, den Offenbarungsthron seiner Seele, daß die Glorie der Gesundheit ihn stets umleuchtet, dann ist es vollendet, das Bild des göttlichen Dichters. Alle gedachten großen Eigenschaften vereinigen sich in Einem Punkte, reiben sich, werden Flammen und lodern himmelan — den Menschenkindern zur Stärkung und Leuchte, den Engeln zum Wohgefallen.“ (Ges. Schr. VI 135.)

Schubart bezeichnet diese Auslassungen als sein „poetisches Glaubensbekenntnis“ (ebenda). Der Fortschritt gegenüber der rationalistischen Poetik tritt deutlich zutage. Zur Klärung der kunsttheoretischen Ansichten des Schwaben trägt Heydenreichs [29]) Ästhetik viel bei (vgl. Str. II 290; Kar. S. 192). Wenn Schubarts Kunstauffassung und auch seine zahlreichen in seinen Schriften sporadisch niedergelegten literarischen Werturteile im einzelnen zuweilen anfechtbar und auch nicht immer frei von Widersprüchen sind, so ist doch seine allgemeine kritische Einstellung und seine Ganzheitsschau immer richtig. Letztere befähigte ihn, die Wesenszüge der literarischen Lage in Deutschland zu erkennen. Er führt Klage darüber, daß so viele deutsche Dichter „von der Sonnenhöhe Homers, Ossians, Shakespeares, Miltons, Youngs, Bodmers, Klopstocks“ herabgesunken seien. (Leb. u. Ges. I 286.) „Man könnte meine Klage das hypochondrische Gewinsel eines Gefangenen nennen, der aus verdorbenen Augen sieht, wenn sie nicht schon Herder, Hamann, Lavater ... lange vor mir angestimmt hätten.“ (Leb. u. Ges. I 286—287.) Er nimmt sich vor, eine „Revolution im Geschmacke“ herbeizuführen (vgl. Leb. u. Ges. I 239). „Ich suchte, wo ich nur Gelegenheit hatte, den Geschmack an deutscher Leserei immer weiter zu verbreiten. Ich las Männern und Weibern unsere besten Schriftsteller vor und fand ungemein viel Eingang.“ (Leb. u. Ges. I 156.) Mit Vorliebe hat er auf die „neuesten Stücke von Goethe, Lenz, Leisewitz und die Gedichte aus den Musenalmanachen“ hingewiesen. (Vgl. Leb. u. Ges. I 239 f.) „Da ich großen Beifall erhielt, so wählte ich Klopstocks Messias ...; der Erfolg war über meine Erwartung groß ...; Menschengefühle erwachten, sowie sie der Geist des Dichtes weckte ... Ich sah mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß.“ (Leb. u. Ges. I 240.) Wenn man bemerkt habe, sagt Schubart, daß Klopstock dort, „wo wenig Kultur“ sei, „viel mehr goutiert“ werde, „als wo viel Kultur“ sei, so sei das nur „der größte Lobspruch“ für den Dichter; „denn er hat dies mit dem Geiste des Christentums selbst gemein, der in einfältige, kindliche Herzen leichter Eingang findet, als in vollgefüllte, satte und ekle Seelen, denen man vorher ein Vomitiv geben muß, ehe sie zur Ertragung der starken Naturkost wieder fähig werden.“ (Leb. u. Ges. I 240.) „Geschmack predigen“ sei eine schwierige Arbeit. „Meine vielfache Erfahrung in diesem Stücke hat mich gelehrt, daß gemeine, im Dunkel vergrabene Leute, mit geradem, schlichtem Verstande, das wahre Schöne und Erhabene viel leichter und stärker fühlen,

als Leute, denen Mode, Wahn und Vorurteil die Nerven abspannt hat . . ." (Leb. u. Ges. I 109.)

In seinem öffentlichen Wirken, vor allem als Chronikschreiber, nimmt Schubart zu fast allen Kunst- und Kulturgebieten Stellung. Der nicht selten spontan hervorbrechende dichterische Genius des Verfassers, der freilich „den Wert der Chronik als einer Geschichtsquelle für unsere und spätere Tage verringert, erhöhte unzweifelhaft in der Zeit des Erscheinens ihre Bedeutung auf das erheblichste. Denn gerade wegen jener Beimischung des poetischen Elements war die Schubartsche Zeitschrift vorzüglich dazu geeignet, in einer Generation, bei welcher die literarische Bildung der politischen vorausgeeilt war, den Sinn für öffentliches Leben zu wecken und rege zu erhalten. Schubart begnügt sich in der Regel nicht, die Vorgänge der Zeit, sei es in kurzen abgerissenen Notizen, sei es in ausführlicher Erzählung, mitzuteilen oder eine politische Tagesfrage in nüchterner, sachgemäßer Weise zu erörtern, sondern, sobald die Ereignisse ihn selbst zu Freude oder Schmerz gestimmt haben, je nachdem er von edeln Unternehmungen großer Männer, der Erhebung freiheitsbegeisterter Völker, den Errungenschaften der fortschreitenden Kultur oder andrerseits von einer schreienden Verletzung der Humanität, von den Leiden und Bedrängnissen unterdrückter Nationen redet, sucht er die eigenen Empfindungen auch in dem Gemüt seiner Leser zu entzünden. Bald fügt er einer historischen Notiz nur ein kurzes Wort des Jubels oder der Entrüstung, gleichsam als eine nachdrucksvollere Interjektion hinzu, bald legt er in schwungvoller Rhetorik seine Ansichten ausführlicher dar. Mit dem von ihm behandelten Gegenstande zugleich in seiner Darstellung wechselnd, belehrend und aufklärend, schalkhaft scherzend oder satirisch geißelnd, zürnend und klagend oder voll jauchzender Begeisterung, weiß er alle Saiten des menschlichen Herzens anklingen zu lassen. Mitunter geht die Prosa wie von selbst in gebundene Rede über, und lyrische Ergüsse unterbrechen die Erzählung der politischen Ereignisse; wiederholt stellt Schubart seine politischen und insbesondere seine patriotischen Ideen und Hoffnungen in der Form von phantasievollen Träumen und Visionen dar; und einigemal nimmt die Darstellung geradezu einen dramatischen Charakter an, insofern lebende oder auch der geschichtlichen Vorzeit angehörige Helden, Staatsmänner usw. oder auch wohl erfundene Personen als Repräsentanten verschiedener Bestrebungen, Ansichten und Parteien miteinander disputierend vorgeführt werden. In der angedeuteten Ungebundenheit der Form, bei welcher die geniale Laune des

Autors als einzige Regel gilt, ebenso wie in dem namentlich in den ersten Jahrgängen sich äußernden Streben nach einer gewissen, selbst bis zur Derbheit gehenden Volkstümlichkeit und Originalität der Ausdrucksweise treten uns unverkennbar die Eigentümlichkeiten der Sturm- und Drangperiode entgegen“ [30]). Schubarts Wirksamkeit empfängt ihre Wärme und ihren erfüllenden Gehalt von den zwei großen Ideen: Religion und Vaterland. „Der Gedanke an unsre nahe und ferne Heimat ist, glaub' ich, der Goldpunkt, aus dem jedes Unternehmen des rechtschaffenen, biedern Mannes in lichten Strahlen hervorleuchten soll und muß“ [31]). Dieses Bekenntnis stellt überhaupt den Grundgedanken seines bedeutendsten Lebenswerkes, nämlich seiner Chronik, dar. Es kommt nicht minder zum Ausdruck in seinen Gedichten, seinen Briefen, seiner Selbstbeschreibung und seinen übrigen Schriften. Was seine Autobiographie anlangt, gilt es zu berücksichtigen, daß sie aus einem gewissen, manchmal allzu unmännlich anmutenden Sündergefühl heraus geschrieben ist, wodurch der Bericht über die Lebensführung in der Vergangenheit sehr schwarze Farben annimmt und so, wie der Autor selber bekennt, deutlich den Hauch des „Kerkerdampfes“ an sich trägt. (Leb. u. Ges. II 119.) — Das religiöse Seelenleben Schubarts weist große Widersprüche und starke Erschütterungen auf. Wie sollte es bei einer so feurigen Seele auch anders sein! Aber dennoch zeigt er in den Jahren seines reiferen Mannestums das ehrliche Bestreben, sich zur Persönlichkeit [32]) zu bilden, die sich nach seiner eigenen Überzeugung nur auf dem Grunde der „wahren Freiheit“ zu entfalten vermag. Dieses Bestreben wird zuweilen durch gewisse, in der Natur dieses Mannes begründete Exaltationen gestört, und diese nicht selten auch durch mißliche äußere Lebensumstände noch verstärkten Erscheinungen seines Seelenlebens verraten uns neben der Selbstbeschreibung ganz besonders die Briefe.

Unsere Aufgabe im folgenden Abschnitt soll es sein, das Wesenhafte und Echte in den religiösen Gesinnungen der Persönlichkeit Schubarts aufzuzeigen, das überall dort durchbricht, wo wir es mit einer wahren Empfindung zu tun haben.

III. Schubart und die Religion

In seinen reiferen Mannesjahren kommt Schubart, dem die religiösen Eindrücke seiner Aalener Kindheitszeit auch in den dunkelsten Tagen seines Lebens nie völlig aus der Seele ge-

schwunden waren, zu der Erkenntnis, „daß die wahre Theologie oder Theosophie die einzige Wissenschaft ist, die in ihrem Lichtkreise alles beisammen hat, was Wahrheit ist, und deren reines Feuer alles verzehrt, was Nichtwahrheit oder Scheinwahrheit ist . . .“ (Leb. u. Ges. I 41.) Diese „wahre Theologie“ liege — das ist seine grundsätzliche Überzeugung — den christlichen Offenbarungsurkunden zugrunde. Diese fänden in „einfältige“ Seelen viel leichter Eingang als in solche, deren Lebensauffassung durch die Aufnahme abstrakter rationalistischer Konstruktionen getrübt sei. Der Grund hierfür sei leicht einzusehen: handelt es sich doch bei der christlichen Heilswahrheit um eine himmlische „Naturkost“ (vgl. Leb. u. Ges. I 240), deren Gehalt ein Rationalist nicht auszukosten vermag.

Auch die Persönlichkeit Schubarts zählt in dieser Hinsicht zu den „einfältigen“ Seelen; denn sie nimmt die Offenbarungswahrheiten unmittelbar in sich auf und läßt sie auf sich wirken, und so werden sie ihr zu einem wahren inneren Erlebnis. „Der Streit zwischen Offenbarung und Vernunft, zwischen Bildung und Christentum wird geschlichtet, sobald man nicht mehr Religion und Dogmatik verwechselt, sondern in der Religion die Erhebung zu Gott, die Ergebung in Gott versteht. Die dogmatische Decke, die über Christi Antlitz liegt, soll gelüftet, der göttliche Duft und feine Geist seiner Rede, die Milde und Beweglichkeit seines Gemüts, die erhabene Ironie seines Wesens soll empfunden werden“ [1]). „Nur in der unmittelbaren Gewißheit des Herzens, nur in der innern Erleuchtung des Gefühls“ offenbart sich das Wesen des Göttlichen, „aller Verstandesbeweis, alles begriffsmäßige Denken sollte nur einen Stein statt des Brotes geben, statt des lebendigen Gottes nur einen Naturmechanismus und seine Notwendigkeit“ [2]). Im Einklang mit Herder erblickt Schubart im Christentum „nicht die magische Sühnanstalt der Orthodoxen und nicht die moralische Schulstube der Aufklärung, sondern die Liebesgemeinschaft der Menschheit in ihrer Hinwendung zu Gott“, d. h. die „Vollendung der Humanität“ [3]). In der Überzeugungskraft, Echtheit und Wahrheit des Christus-Glaubens liege das Geheimnis der weltbezwingenden Stärke und Unzerstörbarkeit dieses Glaubens. „Wenn man . . . die wunderbaren Schicksale der christlichen Religion in tiefe Betrachtung nimmt, so wird man durch mehr als einen historischen Beweis von der Wahrheit und Göttlichkeit dieser Religion überzeugt werden. Sie begann in einem kleinen, kaum bemerkten Erdwinkel, unter den anstößigsten, die gewöhn-

lichen Menschenbegriffe empörendsten Umständen. Ihr Stifter lebte schlecht und recht, unter einem Volke, das seinen Hochsinn verkannte; zum Skandal vieler Tausende verblutete er sein Leben unter Räubern und Mördern am Kreuz: Leute, die weder auf Genie noch Gelehrsamkeit noch Rang Anspruch machen konnten, wurden ausgesandt, diese Lehre aller Welt zu predigen, zu einer Zeit, wo die Geisteskultur viel weitgreifender war, als jetzt; — und doch stürzten die Altäre der Heiden vor ihr. Römische Gewaltherrscher, die den Erdkreis beben machten, setzten sich gegen diese neue Religion, die jedem gewalttätigen Eingriff in die Rechte der Menschheit so ungünstig war; Blutströme flossen; unter gräßlichen Martern wurden die Anbeter des Namens Jesu hingemordet; und doch vermehrte sich die Gemeine des Herrn mit jedem Tage. Sie verbreitete sich weit umher und ward immer mächtiger durch Wort und Tat, durch Geisteskraft und Gottesstärke. Die Weisen der Erde traten gegen sie auf; ihre hochgepriesene Philosophie, mit aller Kraft und Schönheit des Stils vorgetragen, war furchtbarer als des Tyrannen Schwert —

> Sie haben die schäumenden Becher
> Ihrer Gifte, die Wollust kränzt' und Lache des Hohnes,
> Unter die Leute getragen, noch öfter in die Paläste,
> Daß von dem Zaubertrunke der goldene Tyrann hintaumelnd
> Tod und Menschlichkeit leichter vergaß und über den Gräbern
> Jenes Gericht!!

Und doch blieb die Göttliche in ihrer Einfalt und Hoheit hehr und frei unter dem Himmel stehen, und Erdenweisheit verstummte vor ihr." (Ges. Schr. VI 75 f.) Schubart hat das Christentum, diese „göttliche Religion, die des höchsten Herrschers Sohn auf unsre Welt gebracht" (Gd. 161), in der Zeit seiner inneren Reife zu seiner Herzensconfession gemacht. Aber gerade deswegen kommt er nicht selten mit den „kalten Orthodoxen", den Vertretern des toten Buchstabenglaubens, in Konflikt. Seine ganze Feindschaft aber erklärt er den Feinden des Christentums und den Religionslosen. Seine skeptische Tendenz steht ganz und gar im Dienste der christlichen Heilsidee. Sie richtet sich gegen das materialistische Denken, das sich unter den starken Einflüssen des Westens in den höheren Gesellschaftsschichten immer mehr ausbreitet und von da auf das Volk überzugreifen droht, — gegen „Frivolität, fröstelnde Philosophie, Witzelei, Spottgeist, mißverstandene Gewissensfreiheit . . ., Unglauben und Lästergeist" (Chr. 1788, S. 491), kurz: gegen die zersetzenden

Früchte der französischen Aufklärungsphilosophie, diese „Zauberin", die in den deutschen Gauen herum-„spucke": „sie sandte die Hölle, wo sie einer Furie die Fackel stahl, um armen Betrogenen zu leuchten. Man kann sie gar leicht an der Sprache erkennen. Falsche, irreführende Philosophie, bittrer Religionsspott, Hohn über alles, was heilig ist, Schriften, mit dem Pesthauch der Wollust befleckt, kindische Nachäfferei jeder ... Torheit, die aus Paris kommt, und Verachtung eigner deutscher Kraft — — das nennt sie Aufklärung: O möchte kein Deutscher der Stimme dieser Megäre folgen[4])!" Die „Enzyklopädisten in Frankreich wölkten den düsteren Plan, alle geoffenbarte Religion insgeheim zu untergraben und wann ihre Seitenwände schwankten, sie dann öffentlich zu bestürmen. Der Deutsche vergaß hier ganz und gar seines mannfesten Charakters und äffte auch hier Frankreich nach — Frankreich, das so lange schon unsern Riesen-Charakter verschnitzelt und verstümmelt. — Usurpatoren der Philosophie traten auf, fanden Unsinn in der geoffenbarten Religion und mühten sich, eine nach ihren Einfällen und Leidenschaften geformte der Welt aufzudringen: ein ganzer Sanhedrin hat sich in Deutschland gebildet und, wie ehemals der jüdische, sich gegen Christum verschworen. Es ist nicht mehr Lauheit, nicht mehr Gleichgültigkeit, nicht mehr Starrfrost gegen die Christusreligion, sondern offenbare, laute, himmelschreiende Feindschaft gegen das Kreuz Christi, was unsere Tage so schwarz auszeichnet." (Ges. Schr. VI 77—78.) Die „französische Akademie hat ... einen Preis gesetzt auf einen bloß aus dem Naturrechte geschöpften Katechismus. Wir verstehen das so gut wie sie. Wir exegieren Christum aus der Bibel; drechseln Modekatechismen; geben ganze Bände christlicher Predigten heraus, wo der Name Jesus nie, wenigstens nicht im biblischen Kernsinn vorkommt; wir rotten aus unsern Gesängen die größten Begriffe unserer Religion, Versöhnung, Geist Gottes, Geist Christus, Wiedergeburt, Satan, Höllenstrafen, Reich Christus — immer mehr aus und formen um der lieben Toleranz willen eine so geist- und herzlose Religion, daß der wahre Christ davor zurückschauert." (Ges. Schr. VI 78.) „Unsere Philosophie, lange die Königin der Welt, ist fast zur Hure geworden, mit der sich jedes Magisterlein sträflich begattet; man streitet über *φαινόμενον* und *ὄντως ὂν νοούμενον*, weiß nicht, was ist und was scheint, und will doch dies skandalöse Gespenst im Tempel der Vernunft zur Anbetung aufstellen ..." (Schubart, s. Str. II 272).[5]) Es gelte, den „Schaden", den Frankreich „seit einem Jahrhundert durch seine Ausfälle und Spöttereien über die reine

Religion in der Welt angerichtet hat", wiedergutzumachen. (Chr. 1790, S. 841.) Man müsse daher vor allem „den traurigen Folgen der falschen Aufklärung und Modephilosophie steuern". (Chr. 1791, S. 479.) Man solle bedenken, „zu welchen Höhen sich der Mensch aufschwingen kann, wenn er sich nicht durch falsche Erziehung . . ., durch Unglauben und Laster verkrüppeln" lasse (Chr. 1790, S. 805). Der um das Seelenheil seines Sohnes besorgte Vater schreibt einmal im Spätherbst des Jahres 1787 an Ludwig Schubart nach Berlin: er wisse, daß Berlin „durch Französismus, Unglauben und Sittenlosigkeit sehr tief gesunken" sei. „Die kalte Vernunft hat da einen Eisharnisch ums Herz gelegt; daher so viel feines Raisonnement ohne Herzlichkeit. Die meisten Menschen müssen da durch ihr frostiges System glotzen, wie der Schneemann durch gefrorene Fensterscheiben. Indessen soll weder ihr philosophisches noch religiöses System das Deinige werden. Der Herr bewahre Dir Dein Herz, daß es nie erstarre im Nordhauche einer gefrorenen Philosophie und befleckt von einer Religion, von welcher die Offenbarung nichts weiß. O Ludwig, unterlaß nur das Gebet und das Studium der Schrift nicht; so wird Dich Gott selbst in alle Wahrheit leiten." (Schubart, s. Str. II 247.) „Ohne fermes Religionssystem", so heißt es in einem anderen Briefe an Ludwig, „handelt man schlecht, lebt man schlecht, schreibt man schlecht und stiehlt Gott seine Gaben ab! — Silberschlag ist der einzige in Berlin, der mit meinem Religionssysteme conform ist, die übrigen Religiosen in Berlin schreiben so kalt, so herzlos, so kühl-vernünftelnd, daß sie weder den Verstand befriedigen noch das Herz füllen. O lieber Ludwig, mein heißestes Gebet für Dich ist, daß Dir Gott das gebe, was Dich im Leben ruhig, im Tode getrost und in jener Welt glücklich macht — und dies große Das ist — Christusreligion. — Wir müssen sterben, und ohne Christus Jesus ist aller Philosophentrost — ein Strohhalm, der unter der Hand des Sterbenden knickt." (Schubart, s. Str. II 208.) An Frau von Heppenstein in München schreibt Schubart anläßlich des Todes von deren Tochter Fanny: „Nicht aus dem eiskalten Bezirke der Philosophie holen Sie gefrornen Trost für Ihr tief verwundetes Herz; — in dem allerleuchteten, alldurchwärmten Gebiete der Christus-Religion ist allein wahrer Trost für Sie." (Schubart, s. Str. II 144.)

Schubart brandmarkt „die Schriftstellerbuben", welche „Religion und reine altdeutsche Sitte", diese „Grundfesten allen Bürgerglücks, anzutasten wagten." (Vgl. Kar. S. 144.) „Ich habe . . . oft . . . über die großen Verpflichtungen nachgedacht, die einem Schriftsteller obliegen . . . Ein Autorkatechismus von einem guten Kopfe wäre in der Tat für unser Publikum zu

wünschen, wo so manche Schriftstellerbuben auftreten, die mit unbegreiflichem Leichtsinn alle gesunde Moral unter die Füße rollen. Du sollst das verstehen, tief und lang gewälzt und durchdacht haben, was du schreibst! Gottes Ehre und deiner Brüder Heil soll dein erster Zweck sein! Beifall soll dich weder stolz noch nachlässig machen! Du sollst deinen Bruder nicht mit liebloser Kritik beleidigen! Gott, der unnütze Worte, nur in die Luft hineingesprochen, wägt und richtet, wird unnütz geschriebene Worte, die in tausend Abdrücken von Zehntausenden gelesen werden, noch weit schwerer richten. O wer bedenkt dies, wenn er die Feder ansetzt! Wer hat Mut und Verleugnung genug, den schönsten witzigsten Einfall als einen Feuerpfeil des Teufels anzusehen, sobald er Religion, Tugend, fromme Sitte oder einen frommen Menschen lächerlich macht! Die Schriftstellersünden scheinen mir unter allen am lautesten gen Himmel zu schreien, denn sie verstummen auch nach dem Tode des Autors nicht." (Leb. u. Ges. I 266—267.) Wie wahr diese Äußerungen sind, werden alle die ermessen können, die etwas von der Wirkung des gedruckten Wortes auf die Menge wissen.

Schubart nimmt auch Anstoß an der „Irreligiosität" Wielands (s. Str. I 80), dieses sonst so „trefflichen Mannes, an dem ich die erste Hälfte seines Lebens, wo er so ganz für die Religion Christi glühte, höher schätze als die zweite, wo dies Feuer für die christliche Religion so merklich erkaltet ist." (Leb. u. Ges. I 75—76.)

Aber der Unglaube sei eben eine Zeitkrankheit, sei „jetzo Mode" (Schubart, s. Str. I 129), und „der Geist unseres Jahrhunderts scheint, wann man ihn personifiziert, ein großer Witzling mit einem durchgehends verdorbenen Herzen zu sein." (Ebenda.)

Hören wir des Chronikschreibers inständiges Gebet zum Allmächtigen um Erhaltung der christlichen Religion:

„... Ewiger, Unendlicher! ...
Laß nur Religion, die Jesus Christus,
Dein Sohn, gelehrt, der Menschen Herz erfüllen;
O laß sie nicht verscheuchen von dem Wahne,
Nicht von dem hochtrotzenden Unglauben,
Der die Sonne lästert und sein Kerzlein
Von stinkendem Talge
A u f k l ä r u n g s f e u e r nennt!
Nicht von dem hochgrinsenden Christusspötter,
Dem Schmäher des Kreuzes und des heiligen Wortes,
Laß nur Religion, die Jesus Christus,
Dein Sohn, gelehrt, der Menschen Herz erfüllen ..."

(Chr. 1790, S. 1 ff. u. 5 f.)

Schubart richtet seine Geißel nicht nur gegen die materialistischen und atheistischen Systeme, wie sie westlerischer Geist ausgeklügelt hat; er ist auch auf die rationalistischen „Modetheologen" mit ihrer „modischen Wasserreligion, in der wir alles Gottes- und Christusgefühl ersäufen", nicht gut zu sprechen. (Vgl. Chr. 1775, S. 828; Leb. u. Ges. I 118.) „Unsere heutige Modetheologie ist so geistleer, schlüpft so über die Glasur unseres Herzens hinweg, daß ich den Menschen sehen möchte, den der Geist eines Spaldings (so groß er ist), eines Dieterichs, eines Ernesti, eines Semlers, eines Tellers und anderer auf dem Totenbette unterhalten und mit Freuden der Ewigkeit erfüllen könnte. Wenn ich denken will, so lese ich obige Theologen; will ich aber empfinden, warm empfinden, was Gott und Religion sei, so ist mir ein herziges Verslein aus einem alten Kirchenliede tausendmal schätzbarer als der rastlos rollende Schwung eines modernen Rhetors oder der hüpfende Witz eines haugischen Liederdichters." (Schubart, s. Str. I 72.) „Schon hat eine Anzahl protestantischer Gottesgelehrten keinen anderen Glauben, als einen gelinderten und gemäßigten D e i s m u s, der sich aber im Grunde durch nichts von dem lautern Deismus unterscheidet, als daß sie noch eine gewisse Hochachtung für Christus und die Bibel affektieren. Sie sehen nicht ein, daß der erklärte Ungläubige, der so unglücklich ist, sich so wie sie zu irren, wenigstens das Verdienst hat, sich consequenter zu irren." (Ges. Schr. VI 79.)

„In der Religion — ach, in der Religion! was wird es da noch werden... Die feine Welt, Basedow, Teller, Crugott, Dietrich, Spalding und wer kann sie zählen? ziehen wider unsere alte Orthodoxie zu Felde, ziehen wie schlaue Kundschafter unsere Semlers und Ernesti auf ihre Seite und stecken mit ihrem Geiste alles an, was sich mit ihnen gemein macht. Die Verteidiger der Religion sind polternde Orthodoxen, die, anstatt die Religion zu verteidigen, sich mit ihrer elenden epanorthotischen Kanzelsprache bei allen Vernünftigen zum Gelächter machen. Großer Gott, wo sind unsere Baier, Baumgarten, Carpzove, Mosheime? — Ich kann Ihnen (= Böckh) sagen, daß ich wirklich in einem Sturme von Zweifeln arbeite, die mir angst und bange machen, weil ich nicht die Kraft Christi besitze, die Meereswogen zu stillen." (Schubart, s. Str. I 95.) An einer andern Stelle lesen wir: „Religion und Sitten! — Großer Gott, was vor eine erbärmliche Figur machen diese zu unsern Zeiten. Sollte man nicht dem heterodoxen Rousseau eine Ehrenerklärung tun, wann er gegen die Akademie zu Dijon behauptet, daß die Aufnahme der Künste den Sitten schade?" (Schubart, s. Str. I 63.) So sehr Schubart gegen die „Modeweisen unserer Zeit" (Ges. Schr. IV 196) zu Felde zieht, so haben doch auch ihre Lehren zeitweise auf sein für Neuerungen empfängliches Denken mächtig eingewirkt und ihn vorübergehend in einen Strudel von Zweifeln getrieben, aus dem freilich sein besseres Selbst stets herausdrängte: „Möchte mir doch Gott den Glauben eines einfältigen Bäurleins

geben, das betet, arbeitet, mit wenigem zufrieden ist und mit Gelassenheit die Stunde erwartet, in welcher es Gott von seinem Pfluge abfordert." (Schubart, s. Str. I 113.) Diese ersehnte Glaubenseinfalt, wie sie einst der fromme Sinn der Eltern dem naiven Kindergemüt einsenkte, erobert sich die innerlich ringende und zugleich reifer werdende Persönlichkeit Schubarts immer mehr zurück.

Ebenso mag Schubart die „strengen Orthodoxen, mehr Posaunen aus Horebs Wetternacht als sanfte Verkünder der guten Botschaft", nicht recht leiden. (Vgl. Leb. u. Ges. I 118 — 119.) Er halte ihren „frommen Ernst" oft für „beleidigendes Hochherunterschauen" und „Liebe scheuchenden Stolz". (Leb. u. Ges. I 119.) Doktrinäre Lehren sind ihm zuwider. Er ist Gefühlschrist durch und durch. Die Bibel ist ihm einzige Richtschnur. „Man hat in den neuesten Zeiten eingesehen, wie wahr es sei, was Klopstock sagt: „Die Religion ist in der Offenbarung ein guter männlicher Körper, unsere Lehrbücher aber haben ein Gerippe daraus gemacht." Daher schüttelten unsere Jerusaleme, Herder, Nösselt, Leß, Miller, Danov, Dathe, Seiler, Storr und andere der neuesten Gottesgelehrten den Staub der alten Methode ab und bahnten sich dadurch gleich den Lehrern der ersten Kirche den geraden sicheren Weg in ihrer Schüler Herz." (Leb. u. Ges. I 41-42.) Diese Einfühlungsmethode, die Herder theoretisch begründet hat, sagt Schubart zu. Sie ist unbewußt schon immer die seinige gewesen. Diejenigen, die sich den Glaubensgehalt nur äußerlich aneignen, gelten ihm nichts; „wahrhaftige Jünger Christi" (Leb. u. Ges. I 118) aber sind ihm diejenigen, denen der Glaube erlebter und immer wiederbelebender Daseinsinhalt ist. Daher haben von jeher solche „empfindenden Jesusjünger" [6]) den größten Eindruck auf seine Seele gemacht. Das bezeugt er ausdrücklich. Es ist ihm eine innere Gewißheit, daß der Mensch nur mit Hilfe von Gottes Gnade das mephistophelische Princip in sich selber niederringen und die irdische Laufbahn würdig beschließen kann. So begreifen wir Schubarts „Flehen an den heiligen Geist" in der Stunde seelischer Bedrängnis:

. . . . . .

Halte mich bei Jesu Fahne
Treu und auch im Tode fest,
Daß mich Glaube nicht verläßt.
Sinken würd' ich, ganz versinken,
Wenn die Gnade mich verließ;
Nie des Lichtes Ströme trinken,
Ein Genoss' der Finsternis,

Würd' ich, ach! gedrückt vom Fluche,
Ausgelöscht aus Gottes Buche;
Würd' empfinden in der Pein
Ach! ein fürchterliches Sein! . . . .

(Gd. S. 293.)

Als Prediger hat sich Schubart die größte Mühe gegeben, möglichst l e b e n s w a h r zu sein. Mit der Literatur der geistlichen Beredsamkeit und insbesondere deren Vertretern im XVIII. Jahrhundert (J. Saurin, J. L. v. Mosheim, J. A. Cramer, J. J. Spalding, N. L. Graf v. Zinzendorf u. Pottendorf, J. F. W. Jerusalem, G. J. Zollikofer, J. G. Herder u. a. m.) war Schubart vertraut wie selten einer. Aber er imitiert diese Recepte nicht wahl- und kritiklos, sondern überprüft sie auf Grund seiner praktischen seelsorglichen Erfahrung. Bei den „ländlichen Predigten lernte ich einsehen, daß Saurin, Cramer und meine Lieblingshomileten nicht überall Muster sein können. Ich sah also, wie der kräftige Luther sagt, den Leuten auf die Mäuler, lernte Weisheit auf der Gasse, predigte volkssinnig, ohne pöbelhaft und kindisch zu werden, wie dies einige Herren so verstehen wollen, und so gefiel ich." (Leb. u. Ges. I 54.) Die christliche Moral faßt er nicht so engherzig und weltfremd auf, wie viele Asketen. „Je mehr ich die Sittenlehre Christi studierte, desto trefflicher und selbst desto billiger fand ich sie. Christus verbot die ehelichen Freuden nicht, aber Hurerei und Ehebruch verbot er. Er verbot das freundschaftliche Mahl und den herzerfreuenden Wein nicht, denn er bediente sich hierin selbst aller anständigen Freiheit; aber Schwelgerei und Besoffenheit verbot er. Jede Freude der Natur, jedes Wonnegefühl der Freundschaft und Bruderliebe, jeder süße Anblick der knospenden Menschheit im Antlitz der rosigten Jugend, jedes Vergnügen des Verstandes und der schaffenden Einbildungskraft, jede heitere Erfindung oder Ausbildung des Witzes, jede Ruhe nach den Geschäften des Lebens — wird durch sein Beispiel gebilligt und empfohlen; nur Ausschweifungen, die selbst nach den Zeugnissen der Ärzte und Weltweisen Leib und Seele zerstören, mißbilligt er, verbietet er, verdammt er." (Leb. u. Ges. II 61.) Schubart meint auch, daß die melancholische Miene der Frommen weder mit dem christlichen Geiste etwas zu tun hat, noch den einzelnen Lebensverhältnissen Rechnung trägt. „Mich dünkt, die Frommen gewöhnen sich einen so düsteren Ernst an, der mit der Heiterkeit der Lehre Jesu nicht übereinzustimmen scheint. Christentum oder, welches eins ist, Licht von Gott, sollte nicht welken, sondern aufhellen. Der Fromme sollte also gegen die Unwiedergeborenen nicht eine sauere, also verachtungäußernde,

das zweifelnde Weltkind verscheuchende —, sondern wie Bekh, eine helle, lichte, zutrauenerweckende Miene annehmen. So würde er weit mehr gewinnen, als er unter so trübseliger Gestalt gewinnen kann . . .“ (Leb. u. Ges. II 120.) Das tiefgründige Verständnis für die Lebenswirklichkeiten befähigt den Schwaben Schubart, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen und menschliche Schwächen dort zu erkennen, wo sie wirklich vorhanden sind. So auch in puncto Religion, die ihm als apriorische, der Menschenseele immanente Realität über jedes Werturteil erhaben ist, die aber als Satzung das Signum menschlicher Unzulänglichkeit an sich trägt. „Es gibt keine Religion, die ganz vollkommen und ohne Fehler wäre. Unvollkommenheiten und Fehler, die nicht wider die Göttlichkeit der Religion selbsten, sondern wider die Schwächen des menschlchen Geistes zeugen. Das glaube ich so fest, als daß ein Gott ist. — Ich studiere seit einiger Zeit sehr stark die Kirchengeschichte und werde mehr als jemals in meiner Meinung bestärkt.“ (Schubart, s. Str. I 118 — 119.) Diese Einstellung motiviert zur Genüge die öfters anzutreffende milde Haltung des Kritikers Schubart „heterodoxen“ Auffassungen gegenüber, sofern letztere in ihrer Art „realideales“ Gepräge haben. Sein vom Geist des Christentums genährter „Realidealismus“ zeigt frühzeitig die Züge eines ekstatischen Sentimentalismus: „Gut denken und gut empfinden, und beides einem gleichgestimmten Freunde mitteilen können — manchmal auf den Blumen der Freude hüpfen, manchmal aber auch von dem denkenden Auge eines Freundes zum gestirnten Himmel emporschauen und — Gott sehen und empfinden, nur dies . . . namenlose entzückende Ding heiß ich — das Leben genießen.“ (Schubart, s. Str. I 73.) Schubarts Bestreben ging zeitweise dahin, mit dem religiösen Lebensethos auch die Sphäre der ästhetischen und poetischen Betrachtung zu erfüllen und dieser so den Adel einer höheren, in empfindsamer Mystik sich auflösenden Weihe zu geben. „Ich bin so eigensinnig, daß ich nur denjenigen Dichter für wahrhaftig groß halte, der die erhabenen Talente seiner Seele zur Empfehlung der Tugend und zur Erhebung der Religion anwendet.“ (Schubart, s. Str. I 37.) „Tugend und Religion“ sind ihm „die wahre Quelle des Schönen“. (Ebenda.)

Schubart trägt die Überzeugung in seiner Seele, daß das Christentum der wahrste Ausdruck der großen Sehnsüchte der Menschheit ist; aber dieser Gedanke ertötet in ihm durchaus nicht die Auffassung, daß die Überzeugungstreue auch bei Andersgesinnten geachtet werden muß, sofern sie nur einer tief im Herzen gegründeten Empfindung entspricht und mit der

Menschenwürde als solcher vereinbar ist. So tritt er laut für religiöse Duldung ein, begrüßt das Toleranzpatent Joseph II., die duldsame Haltung des großen Preußenkönigs, aber er nimmt auch das Wöllnersche Religionsedikt in Preußen, das dem rationalistischen Modernismus Einhalt gebietet, mit innerer Genugtuung zur Kenntnis [7]). Das „Edikt ist ganz im Geiste der Wahrheit und in einem männlich-festen Ton geschrieben . . ., wert, in Porphyrsäulen eingegraben und vor dem Tempel deutscher Größe aufgestellt zu werden." (Chr. 1788, S. 500.) Im Paragraph VIII dieses Ediktes heiße es: „Man soll nicht unter dem Namen Aufklärung Sozinianismus, Naturalismus, Deismus und die unsinnigsten Meinungen der Modelehrer begünstigen." (Ebenda.) Hier ist dem echten Empfinden Schubarts aus der Seele gesprochen; denn in all diesen rationalistischen Systemen sieht er Unruhestifter. Seine Toleranz erstreckt sich auf die großen Konfessionen, die voreinander Achtung haben sollten. Diesen gegenseitigen Respekt fordert schon das allen eingeborene, gottgewollte Naturgebot. An Stelle des Wortes „Toleranz", „aus dem sich, wie aus Teig, allerlei Gestalten kneten lassen," schlage er „das Wörtlein vor, welches der Holdseligste unter den Menschen, Jesus Christus — sein Name sei gebenedeit in Ewigkeit — eingeführt hat, und dies Wörtchen heißt: brüderliche Liebe [8])."

Menschliche Liebe ist ein Abglanz der göttlichen. Gott stellt die reine Liebe dar. Der oft sich einstellende Gedanke an diese reine Liebe läßt Schubart zu der Überzeugung kommen, daß auch „die bittersten Schickungen", die Gott über die Menschen verhängt, „zum Besten seiner Geschöpfe abzwecken." (Vgl. Leb. u. Ges. II 24.) Diese Überzeugung stelle gleichsam die Achse dar, „um die sich das Rad meines . . . Systems dreht". (Ebenda.) Was er nicht mit diesem Grundsatze habe in Einklang bringen können, das habe er „mit Hitze" verworfen. „Daher fiel mir außer und in meinem Kerker kein Satz der christlichen Theologie abscheulicher auf als der von der Unendlichkeit der Höllenstrafen." (Ebenda.) Der von unendlicher Liebe zu Gott und den Menschen erfüllte Gefühlschrist protestiert hier laut gegen diese harte Kirchenlehre, die an der ewigen Verdammnis festhält. Diese Lehre erscheint ihm als ein Produkt der unzulänglichen menschlichen ratio, die kein Gefühl für die unendliche reine Liebe habe. „Unverstand und Grausamkeit haben diesen Satz ausgeheckt, welcher der christlichen Religion weit schädlicher geworden, als alle Angriffe der Atheisten, Deisten, Naturalisten, Freigeister und Witzlinge. Wer Gott an seiner Liebe antastet, nimmt ihm sein

Wesen und ist mehr Gottesleugner, als es Spinoza gewesen sein soll. Gott schafft nichts, was ganz unverbesserlich werden könnte, sonst wär' er nicht die ewige Weisheit." (Leb. u. Ges. II 24—25.) Alle Sünder würden, wenn sie ihre Strafe „nach scharfgemessenem, schrecklichem Maße" ausgestanden hätten, wieder begnadigt werden, denn Gott sei die Liebe. (Ges. Schr. II 25.) Wenn der Theologe Leß sage: „Die Sünden haben unendliche Folgen, daher müssen auch ihre Strafen unendlich sein", so folge das, meint Schubart, „ganz und gar nicht." Was wäre das für eine Welt, wo das Übel unendlich wäre? Könne ein endlicher Grund unendliche Folgen hervorbringen? Nur was Gott tue und was seine Geschöpfe übereinstimmend mit ihm tun, könne unendlich sein; was aber endliche Geschöpfe, aus eigenem endlichen Naturtrieb, ohne Übereinstimmung mit Gott tun, sei Sünde und folglich endlich. Der „von einem endlichen Verbrechen zur Gerechtigkeit bestimmte Gott" strafe also auch nur endlich, d. h. auf eine der Größe des Verbrechens angemessene Weise. Die Sünde wecke das Zornfeuer in Gott, das sie verzehre. Sie werde verschlungen und der Sünder erhalten (ebenda). Wenn man, sagt Schubart weiter, predige: „Wer ein unendliches Wesen beleidigt, wird auch unendlich gestraft", so würde diesem Satze zufolge die erste Sünde schon unvergeblich sein; da sie aber Gott verzeihe, wenn wir ihn darum bäten, so müsse der Satz falsch sein. (Vgl. Leb. u. Ges. II 25—26.) „O wie freue ich mich, daß ich gewiß bin, Jesus werde nicht aufhören zu wirken oder seine Erlösungsanstalten fortzusetzen, bis Er der wahrhaftige Erlöser aller gefallenen Geschöpfe ist, bis alle Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind, bis selbst dem Satan das Panier des Aufruhrs aus der Hand sinkt und bis er und seine gefallenen Engel alle sich ächzend niederwerfen, um Gnade flehen und Gnade erhalten. Denn Gott ist die Liebe." (Leb. u. Ges. II 26—27.)

Schubart hatte, wie sein Sohn bezeugt, den Plan zu zwei — mit vorangehendem Gedanken in engstem Zusammenhang stehenden — größeren epischen Gedichten („Satans Wiederkehr" u. „Der Schächer am Kreuz oder Zustand der Seele vor, bei und nach dem Tode") schon gänzlich entworfen, aber es hätte ihn sein früher Heimgang an der Ausführung verhindert. Besonders letzterem Gedichte habe er großes Gewicht beigemessen. Er habe es auf den Ausspruch Christi zu dem Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!" gründen und in zwei Bänden ausführen wollen. Es wäre dieses Gedicht, nach dem eigenen Ausspruche des Autors, eines seiner vollkommensten und populärsten Werke geworden [9]).

Wir müssen diesen Verlust aufs tiefste bedauern. Sicherlich hätte er hier näherhin seine Metaphysik der reinen Liebe ausgesprochen. Er bekennt, in ihrem Strahlenkreise geatmet, gebetet, geweint, gerungen zu haben. (Vgl. Leb. u. Ges. II 114.) „Ich weiß . . ., daß ich nicht aus diesem Kreise herausfallen werde, auch wenn ich sterbe" (ebenda). „O Liebe, Liebe, in dir erkenn' ich allein meinen himmlischen Ursprung. In jedes Liebenden Antlitz flimmt ein Strahl vom Vaterherzen Gottes, der alle guten Seelen schon jetzt — und einst alle Gefallenen, Abgewichenen, Irrenden wieder mit den goldnen Strahlen der Liebe an sein Urvaterherz knüpft, durch dieses unzerstörbare Band dann in allen denkenden Wesen zittert und so Licht und entzückende Freude in unendlich wogenden Fluten durchs Unermeßliche verbreitet!!" (Schubart, s. Str. II 246.) Gott, der „allgemeine Geist" (Gd. 159), der „Weltrichter", der „allgewaltige Wesenvater" „voll Licht und Wahrheit" (Gd. 284 f.), der „Herrscher über Fürstenthronen" und „Kaiser aller Nationen" (Gd. 157), ist „der Liebe Urquell", während „wir funkelnde Wasserstrahlen von diesem Quelle sind." (Schubart, s. Str. II 138.) Ehrfurchtsvoll beugt sich der Dichtergenius vor der Größe der Gottheit:

„Gott, wenn ich dich als Weltenschöpfer denke,
Am Meere steh', das deiner Faust entrann,
Und staunend mich hinuntersenke
In diesen Ozean;

Dann fühl' ich tief der engen Menschheit Schranken,
Wirst du mein Geist in Strudeln untergehn?
Wird die zertrümmerten Gedanken
Dein Sturmwind, Gott, verwehn?

Denk' ich die Myriaden Geister alle,
Die deine Hand aus Duft und Feuer hob,
Und hör', wie großer Donner Halle
Aus ihrem Mund dein Lob;

Und seh' die Sonnenmassen, die, wie Funken,
Auf dein Gebot in fürchterlicher Pracht
Des Lichtthrons letzter Stuf' entsunken,
Zu leuchten unsrer Nacht;

Seh' zittern auf dem Meere Regenbogen,
Und deinen Mond in stiller Majestät,
Wie er auf den bezähmten Wogen
Ein Feuerpfeiler steht;

Und seh' dich wandeln mit dem Eichenwipfel,
Und segentriefend schreiten auf der Au',
Und leuchten auf der Berge Gipfel
Und schimmern in dem Tau;

Denk' deiner Bildungen zahllose Heere,
In tausendfach veränderter Gestalt,
Die Ungeheuer in dem Meere,
Die Bestien im Wald;

Und seh' des Wetters schwarze Wolkenhülle,
Und hör' die Stürme, heulend aus der Kluft;
Und hör' des Donners Schreckgebrülle,
Der laut: Jehovah! ruft;.....

Dann sink' ich in die tiefste Tiefe, bebe
Durch alle Glieder, Schrecken packt den Geist;
Es tobt mein Herz, daß das Gewebe
Der Adern schier zerreißt.....

Vor dir, vor dir, du Schrecklicher, du Großer,
Du ewig Unerreichbarer von mir,
Jehovah! Schöpfer! Namenloser!
Was bin ich Wurm vor dir?.....

(Gd. 232 ff.)

Im „Vater Unser" betet Schubart voller Innigkeit:

„Laß' deines Namens Ehre
Uns Menschen heilig sein;
Ihn müsse falsche Lehre
Und Laster nie entweihn.
O, unser Vater! flöße
Erkenntnis deiner Größe
In unsre Herzen ein!!.....

(Gd. 241 f.)

Ergebungsvoll singt der Dichter im „Neujahrslied" vom Jahre 1788:

. . . . . .
Verleih' der lichtbedürft'gen Welt
Aufklärung, wie sie Dir gefällt,
Erhör' uns, lieber Gott!
. . . . . .

(Gd. 265.)

Gott ist der Lenker unserer Geschicke. Ohne ihn vermögen wir nichts Gutes und Wertbeständiges zustande zu bringen.

„Ein Gott ist, der die Welt regiert;
Oft denkt der Mensch — im Wahn:
Ich hab' dies Werk zum Ziel geführt,
Und Gott hat es getan."

(Gd. 488.)

Einmal bezeichnet der Dichter Gott als

„Alles Muttergefühls, alles Vatergefühls
Heiligen Quell.....

(Gd. 287.)

Dieses unübertreffliche Bild kommt einem in den Sinn, wenn man das Gedicht „Das Mutterherz“ liest, mit dem Schubart nicht nur seiner eigenen Mutter, sondern der deutschen Mutter überhaupt ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.

„Mutterherz, o Mutterherz!
Ach, wer senkte diese Regung,
Diese flutende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz,
Süß und schauervoll in dich!

Gott, der Herzenbildner,
Sprach zur roten Flut
In den Adern: Milder
Fließe, still und gut!
Und da strömten Flammen
Alle himmelwärts
In der Brust zusammen
Und es ward ein Mutterherz.

Mutterherz, o Mutterherz!
Diese liebevolle Regung,
Diese flutende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz,
Senkte Gott, nur Gott in dich!“
(Gd. 394.)

Das Mutterherz als Symbol „himmelwärts“ gerichteter Strebungen und Regungen — fürwahr! menschlich-ergreifender und lebensnaher hätte das empfindungsvolle Dichtergemüt den Gedanken der Liebe nicht gestalten können.

In dem in Dialogform gehaltenen und wirkungsvoll aufgebauten Gedicht „Das Bild der Religion“ führt uns der Dichter „des großen Vaters wahre Tochter, die Religion“, vor und hält Zwiesprache mit ihr. „Warum ein zerrissenes Bettlergewand? — Der Erde Güter veracht' ich!... — Warum auf ein Kreuz dich lehnend? — Das Kreuz schafft mir die gewünschteste Ruhe. — Warum geflügelt? — Die Kinder des Staubs Flug über die Sterne zu lehren!...“ (Gd. 238.) Oft wird die Religion nur als Aushängeschild benutzt. „Die Großen der Erde sind gezwungen, die Religion zu handhaben, wenn sie anders auf ihren weichen Polstern ruhig schlafen wollen.“ (Ges. Schr. VI 80.) Aber noch gibt es wackere Streiter des Herrn, „Athleten, die sich mit dem Schwerte des Geistes mutig auf den Kampfplatz wagen; noch Atlanten, die sich ans erschütterte Heiligtum stemmen; noch Tiefgräber, die sich des gefundenen gediegenen Wahrheitsgoldes freuen; noch Brüder und Schwestern, die mit der Einfalt der ersten Christen in stillen Zellen zusammenkommen, sich aus dem

Wort Gottes erquicken und stärken; vor welchen sich in der Stille der Weihe das Heiligtum auftut, wo ihnen der verkannte, durch Jahrhunderte geschmähte, mit dem abscheulichsten Undank belohnte Christus mit unbeschreiblicher Milde, mit göttlicher Gnade und Liebe" zuruft: „Kinder! fürchtet euch nicht; ich führe alle herrlich hinaus — zum Ziele, wo Gott Alles in Allem sein wird! Wo die ganze entsündigte, durch mein Blut geheiligte Menschheit sich ihres Abfalls und Undanks schämen wird!..." (Ges. Schr. VI 80—81.) Der „Allwirksamkeit und Allgegenwart Gottes" hat Schubart des öfteren nachgesonnen [10]), und er hat diesen „erfreuenden Gedanken" [11]) einmal folgenden dichterischen Ausdruck verliehen:

„Der Herr ist überall! — O fühl' es, meine Seele!
Anbetend fühl' es — Gott ist überall!
Im lichten Raum, in deiner Kerkerhöhle!
Im Staubgewölk! Im Sonnenstrahl!

Wo Strahlenbilder stehn und ihre Händ' erheben,
Gleich schwesterlichen Flammen; wo ein Geist
Auf Sonnen denkt; wo Menschenseelen schweben!
Wo Dich die Welt der Tiere preist;

Wo Berge stehn, in Tälern und in Schründen,
Wohin kein Aug' des Erdenbürgers sah.
Flög' ich gen Himmel, Du bist da zu finden,
Sänk' ich zur Hölle, Du bist da!

Auch da bist Du, wo ich oft bangsam ringe
In dieser Gruft, so tot, so menschenleer!
Du hörst mich, wenn ich klag' und bet' und singe,
Ich fühl' Dein Säuseln um mich her.

Und wenn ich sterbe, Vater in der Höhe —
Nicht wahr? So bist Du auch bei mir!
Und wenn ich wieder auferstehe,
So aufersteh' ich Dir!"

(Ges. Schr. II 114.)

Vom Geist Gottes sei der Geist Jesu „merklich verschieden". Dieser sei „modificierter, durch die verklärte oder himmlische Menschheit Christi bestimmter, individualisierter, auf einen besondern Zweck arbeitender, konzentrierter Gottesgeist." (Ges. Schr. II 113.) Der Geist Jesu arbeite mehr ins Besondere, der Geist Gottes mehr ins Allgemeine. (Ebenda.) — Schubart glaubt an die prädestinierende Einwirkung Gottes auf das Menschenleben: „Die Vorsicht Gottes beobachtet in der Regierung jedes einzelnen Menschen einen besonderen Plan, den sie niemals abändert... Wir werden es einmal in der Ewigkeit

ersehen, dort, wo wir das im Licht erkennen, was wir auf Erden dunkel sah'n, daß eine gewisse Prädestination in der allgemeinen und individuellen Regierung Gottes stattfindet." (Schubart, s. Str. I 128.) Gott gehe zwar im Dunklen; aber wenn wir schärfer auf die „Verwicklung unseres Lebens, auf die Auflösung jedes einzelnen Knotens Achtung geben würden, so könnten wir Gott manchmal im Dunklen schreiten sehen." (Ebenda.) — „Des besseren Lebens Ahnung" „bebte" dem Dichter oft „durch die Seele", und er hat ihr zu wiederholten Malen ergreifenden Ausdruck verliehen: „Ich werd' euch alle wiederfinden! Des ewigen Geistes geheimerer Lispel weissagt es mir; ich werd' euch alle an der Lebensbäche duftenden Ufern wiederfinden. Und auf ewig! Wonne, wo verjährter Sitte Zwang uns nimmer fesselt; wo das eiskalte Sie den Bruder nicht scheucht; wo im geselligen Du verschwisterte Seelen wie Tautropfen zusammenrinnen." (Ges. Schr. IV 348, 352.) An einer anderen Stelle heißt es „Ich vergoß wollüstige Tränen über das Glück, drüben über den Gräbern Weise, Christen und empfindende Seelen zu wissen, in deren Umgang auch ich glücklich sein und in ihrer Umarmung bei dem Anblicke des Ewig-Guten und Schönen meinen alten Kummer vergessen werde." (Schubart, s. Str. I 101.)

. . . . . .
Die ihr mit Fesselnarben
In Kerkern weint,
Einst bringt ihre eure Garben
Dem Menschenfreund.
O Tag der Wonn' und Psalmen,
O Erntetag brich an!
Daß ich auch meine Halmen
Frohlockend bringen kann!

(Gd. 71.)

. . . . . .
Dann steht die Uhr von kleinen Erdetagen,
Die kurze Zeit ist ausgereift;
Und eine Uhr fängt an zu schlagen,
Die ohne Ende läuft.....

(Gd. 240.)[12]

Schubarts reges Innenleben mußte der Entwicklung seiner religiösen Weltanschauung zugute kommen. Diese gewinnt erst in der Zeit, da er zur verantwortungsbewußten Persönlichkeit heranreift, festere, aus den Kraftquellen der christlichen Gedankenwelt genährte Gestalt. Die christliche Religion, die über die Zweifel der Vernunft stets den Sieg davonträgt, wird ihm zum wirklichen Herzenserlebnis; daher fühlt er sich auch berechtigt, sich über gewisse äußere Formen und seiner Meinung

nach willkürliche dogmatische Lehren hinwegsetzen zu können. Die Urquelle aber, aus der die christliche Wahrheit fließt, ist ihm unantastbar und stehe hoch über der blutleeren „Mißgeburt der Philosophey“ (Chr. 1776, S. 831). Der Chronikschreiber ruft den Deutschen zu:

. . . . . .
Jesus Christus, unser Herr und unser Gott,
Müsse von Deutschlands Söhnen verkündet werden,
Bis das Feldgeschrei tönt: Er kommt! Er kommt!
Auf daß er strafe mit Feuerflammen,
Die nicht wollten, daß er über sie herrsche;
Und gebe der Welt Gesetz und Licht und Recht
Und F r e i h e i t von Ewigkeit zu Ewigkeit.
(Chr. 1791, S. 3.)

Hier spricht sich das echte Religionsempfinden der Persönlichkeit Schubarts aus. Es erwächst nicht erst in der Gefängniszelle auf dem Boden einer anempfundenen pietistischen Gesinnung, sondern es liegt zutieft in dem „angeborenen Wahrheitsgefühl“ begründet. (Leb u. Ges. I 121.)

Skeptisch wird jeder abstrakte Rationalismus, jede „dogmatische Versteinerung des religiösen Lebens“ [13]) zurückgewiesen, und es wird in einer Verbindung von erlebtem, lebenserfülltem Christentum und subjektiver Mystik das unmittelbare, aber gerade in dieser Unmittelbarkeit so geheimnisvolle Gottempfinden als Religionsideal hingestellt [14]).

Schubart hat sich zu seiner an Luthers Bibel geschulten, aber stark gefühlsmäßig aufgefaßten Christreligion durch schwere innere Kämpfe durchgerungen. Freilich nicht in der Art, daß er eine Wandlung vom „Naturalismus zum Mysticismus“ durchgemacht hätte, wie Ludwig Schubart meint [15]), der übrigens bei der Beurteilung des Religionssystems seines Vaters seinen eigenen freisinnigen Maßstab zugrunde legt und die religiöse Lebensäußerung des letzteren nur als äußere Tünche, nicht als inneren Überzeugungsausdruck ansieht [16]). Zugegeben, daß das Gottempfinden des Asperggefangenen oft eine aus der unglücklichen Lage heraus zu begreifende Übersteigerung erfährt und dann deutlich die Spuren des „Kerkerdampfes“ an sich trägt, so wissen wir doch auch, daß in normaler Seelenlage, zu der er auch während seiner Festungshaft immer wieder zurückfindet, seine religiösen Gefühlsäußerungen durchaus echt und wahr empfunden sind. Man blättere nur in der Chronik oder in den geistlichen Gedichten der sechziger Jahre, und man wird finden, daß die Hinwendung zum Religiösen oder noch besser zum Religiös-Mystischen nicht erst auf dem Hohenasperg er-

folgt, sondern als apriorische Anlage im Dichtergemüt beschlossen liegt. Es gilt nur, sie zu entwickeln und bewußt zum Ausdruck zu bringen, und das geschieht in den Jahren seines reiferen Mannestums. „Aber da war sie, diese Richtung in seinem Wesen, von Anfang an. Religion, Christentum, und in diesem zuallermeist die Erlösungsfrage, waren ihm entschiedene Facta . . .“ [17]) Freilich ist auch seiner Seele eine Macht der Verneinung, der Erdschwere eingesenkt, und ein trotzig-dämonischer Titanismus Gott und der Welt gegenüber kommt auch in ihm zeitweilig zum Durchbruch, aber sein besseres Selbst ist nie tot in ihm, es hilft Zweifel überwinden und führt ihn zum Sieg — wenn auch durch Kampf und seelische Not hindurch. (Vgl. Leb. u. Ges. I 27.) Daß er das Gottgefühl auch in den dunkelsten Stunden seines Lebens nicht verlor, beweist nicht zuletzt sein schöner „Dank für die Harfe“, ein ergreifendes Gedicht mit dem Untertitel „An Gott“, mit dem wir diesen Abschnitt beschließen wollen:

Als ich ein Knabe noch war,
Als das Sommerabendlüftchen
Meine gold'nen Locken noch hob,
Da ging ich oft an meines Vaters Seite
In dunklen Eichenwald.
Da sah der gotterfüllte Mann hinauf
Zu den schwärzlichen Wipfeln der Eiche;
Ihm schien's, der Wind
Brauche die Blätter der Eiche zu Zungen,
Um mit neuer Sprache zu sprechen
Dein Lob, Jehovah!

Da hob sich sein Geist. Ihn faßte
Die Nähe Gottes mit heiligem Schauer —
Er schwieg. Ich aber blieb zurücke,
Staunend vor der erhöhteren Würde
Des gotterfüllten Mannes.
Noch immer schwieg er, wie in Gesichte verloren.
Bald aber trat er freundlich vor mich hin und sprach:
Sohn, dein Engel wird die Harfe dir reichen,
Mit Gold bespannt. O sei
Ein Sänger Gottes!

Da sprach er viel mit der Begeist'rung Glut
Von Gottes Größe. Stutzt' oft und barg
Des Staunens berstende Träne.
Auch sprach er viel mit der Begeist'rung Glut
Von Christus, dem Knaben zu Bethleh'm,
Von Christus, dem göttlichen Lehrer,
Von Christus, dem Lamm am Opferaltare,
Dem Himmelerhab'nen! Dem Allbeherrscher!
„Und wie er dir itzt so nah' ist, Sohn,

Und wie er itzt so nah' ist deinem Vater" —
Das sagt' er und konnte nicht bergen
Der himmlischen Liebe niederstürzende Träne.
Da weint' ich auch, ich glücklicher Knabe;
Wie der geritzten Birke Saft
Flossen unsere Tränen aufs Waldgras
Und tränkten den lechzenden Erdschwamm.
Ja, sprach ich freudeweinend, Vater,
Wenn mir mein Engel einst die Harfe beut,
Mit Gold bespannt, werd' ich
Ein Sänger Gottes.

Ein Jüngling ward ich. Schlürft' aus dem Kelche des Lebens
Der sprudelnden Freuden viel; doch sang ich auch
Dein Lob, Jehovah!
Dein Lob, Du Bethlehems Knabe!
Du göttlichster Lehrer, Dein Lob!
Du Himmelerhabner Allbeherrscher,
Naher, Dein Lob!

Ich ward ein Mann, des Lebens Stürme
Wirbelten mich auf taumelnden Wellen.
Aber selbst auf des Lebens
Tosendem Meere, selbst im Bauche
Des Felsengrabs sang ich
Jehovah, Dich!
Messias, Dich!

. . . . . .

Mein Vater, der stattliche Mann,
Ist heimgegangen zu Dir, Du Guter ...

. . . . . .

Aber, Heil mir! Ich komme zu ihm und zu Dir —
Nicht wahr, Du verheißest es mir,
Gott, mein erster, größerer Vater?
Ja ich komme zu ihm und zu Dir,
Dann misch' ich nicht mehr die heisere Stimme
In den Preisgesang der zahllosen Schar
Am krystallnen Meere. Dann sing' ich
In der Harfen Donner
In des Krystallmeers Getöse
Dein unentweihteres Lob, Jehovah!
. . . . . .

(Gd. 78 ff.)

IV. Schubart und das deutsche Vaterland

Hatte sich Schubart durch schwere innere Kämpfe zur hohen Auffassung vom Christentum durchgerungen, so zeigt er in seiner Stellung zum Vaterlande von Jugend auf eine durch nichts ins Wanken zu bringende constante Haltung. „Deutscher Sinn", „Naturgeschmack", „Gefühl für alles, was gut, groß, edel und schön ist": Eigenschaften, die er seinem Vater nachrühmt, sind auch die Vorzüge des Sohnes. (Vgl. Leb.

u. Ges. I 15.) Die vaterländische Idee vor allem ergreift ihn mächtig. Sie treibt ihn zum intensiven Studium des nationalen Schrifttums und vor allem der staatskundlichen und geschichtlichen Literatur (Abbt, Zimmermann, Gleim, Klopstock, Lavater, Hamann, Herder, Goethe, Schiller, Kant; Bielefeld, J. J. Moser, Fr. K. Moser, S. v. Cocceji, Chr. W. Dohm; Gatterer, Achenwall, Schlözer, Joh. v. Müller, Archenholtz, Möser, Büsching, Häberlin, Posselt u. a. m.) Hier lernt er Größe und Niedergang seines geliebten deutschen Vaterlandes kennen. Er ist tief betrübt ob der Schwäche und Zerrissenheit des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" und gelangt in seinem Leben zur Überzeugung, daß der preußische Genius eine ihm vom Schicksal übertragene große Sendung zu erfüllen habe: es ist keine geringere als die, Deutschland wieder zur Höhe emporzuführen. Als sichtbares Zeichen dafür, daß der Himmel es so haben will, sieht er den großartigen Siegeslauf an, der Friedrich dem Einzigen beschieden ist. Aber zugleich erkennt er in der Gestalt Friedrichs auch die geniale Persönlichkeit, die wie keine andere geeignet ist, den Grundstein zur Genesung des Gesamtreiches zu legen. — Die Geschichte des letzteren wertet er auf Grund des Maßstabes, den ihm die Idee der Freiheit[1]), in der deutsche Größe und deutsche Tragik zugleich beschlossen liegen, an die Hand gibt: „Zur Zeit Hermanns erregen wir Erstaunen durch unsern wilden Heroismus und unsre rauhen Tugenden. Dann geht viele Jahrhunderte hindurch unsre Geschichte wieder einen gar schläfrigen Gang." Diesen kennzeichne „das ewige Ringen zwischen Finsternis und Licht", „das stiermäßige Beugen unseres Nackens unter das Joch der Despotie und Hierarchie", das „dumme Schweigen unter dem greulichsten Drucke", „das allmähliche Herabsinken vom Freiheitssinne zum Sklavensinn." „Mit Luthern bekommt unsre Geschichte wieder Schwung und Feuer; nach den Erschöpfungen des 30jährigen Krieges rastet sie eine kleine Weile und tritt im XVIII. Jahrhundert in einer Glorie auf, die die Eifersucht und das Staunen der Völker umher weckt. Hier glänzt Friedrich der Große als Denkpfeiler einer ganz neuen Epoche in der Völkergeschichte..."[2]). Seine hehre Auffassung vom Herrscherberuf beeindruckt den Volksfreund Schubart stark:

„Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Macchiavell, die Larve vom Antlitz
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst."
(Ges. Schr. IV 324 f.)

Die friderizianische Idee der aufgeklärten Staatsraison — in den Augen Schubarts kein blutleeres Abstraktum,

sondern empirische, auf das Wohl der Untertanen abzielende Politik — dient dem Chronikschreiber denn auch als einzig gültiger Wertmesser zur Beurteilung der habsburgischen Politik. Maria Theresia, die sich durch ihre wohlwollende Haltung die Liebe des Volkes erworben hat, habe „durch ihr strahlendes Beispiel" bewiesen, daß — „gegen Aristoteles' Behauptung" (Chr. 1787, S. 303) — „auch Weiber Herrschergröße haben können." (Chr. 1787, S. 11.) Sie stehe als „eine der ersten Büsten im Tempel weiblicher Hoheit", und „nur dann handelte sie nicht ganz ihrer großen Seele gemäß, wenn sich die Hohe zu Kutten herabneigte." (Chr. 1787, S. 3.) Ihrem Sohn Joseph II., der „mit fortdauernder Begeisterung ... von Friedrich, dem Herrscherideale, spricht" (Chr. 1787, S. 343), müsse volles Lob zuteil werden, denn er sei auf „die innere Glückseligkeit seines Volkes" bedacht (Chr. 1787, S. 342 f.). Er habe „in so kurzer Zeit so viel getan," habe „die Menschheit in so manche ihr beschränkten Rechte eingesetzt, die Toleranz, die Denk- und Schreibfreiheit geschenkt, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Schmeichler und kleinen Despoten verbannt, allen Untertanen den Weg zum Throne, den Zutritt zu sich geöffnet, die Gesetze reformiert, die Justiz verbessert, die Kabalen der Rechtsgelehrten verhindert ..., den Handel nach allen Weltgegenden ausgebreitet, den Geist der Nation erweckt." (Chr. 1787, S. 170 f.) Die Religion, die Gerechtigkeitspflege, die Kriegskunst und der vaterländische Genius hätten ihm außerordentlich viel zu danken. (Vgl. Chr. 1787, S. 341 ff.) Er werde „nur von Dümmlingen, Fanatikern, steifen Orthodoxen und blinden Eiferern nicht geliebt." (Ges. Schr. VIII 32.) Wahre Volksfreunde „nennen seinen Namen mit liebevollem Entzücken" (ebenda). Wenn seinem Lebenswerk auch keine lange Dauer beschieden war, so müsse man doch sagen, daß er das Beste gewollt und auch „Germanias Sitt' und Sprache geliebt" hat. (Ges. Schr. VIII 187.) Sein Nachfolger Leopold II. sei ein „Agathokrator". (Ges. Schr. VIII 279.) Er habe der allerdings vorher übertriebenen und so dem Volke wenig zuträglichen „Aufklärung, diesem Idol unsrer Tage, geziemende Grenzen" gesetzt. (Ges. Schr. VIII 280.) „Unbegrenzte Aufklärung gehört für kein Volk" (ebenda) [3]). — So sehr Schubart die Leistungen der Habsburger in den österreichischen Landen anerkennt, so sehr ist er andrerseits überzeugt, daß dieses Herrscherhaus das Schicksal des Gesamtreiches nicht meistern werde, daß vielmehr der Norden künftighin in die Geschicke des Reiches bestimmend eingreifen und die einstige Neugestaltung vollziehen werde.

Des Chronikschreibers Zukunftsperspektiven zeichnen in er-

staunlicher Weise die Entwicklung vor, die Gesamteuropa und insbesondere das Reich politisch nehmen sollte. So ahnt er schon damals den bevorstehenden Wechsel [4]) von der absoluten zur konstitutionellen Staatsform, der sich ja tatsächlich in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in den meisten europäischen Staaten vollzog, prophezeit 1774 die Neuerrichtung „eines deutschen Kaiserthrons", die sich als Folge eines siegreichen, von „nordischen Löwen" geführten Krieges ergeben werde (Chr. 1774, S. 418—419; vgl. auch Gd. 177) [5]), ja er geht im Jahre 1776 in seinem Traum „Aus dem zwanzigsten Jahrhundert" (Chr. 1776, S. 337 ff.) noch weiter und erklärt für diese Epoche: „In Teutschland herrscht Kaiser Friedrich, der die Preußischen und Österreichischen Staaten zusammen besitzt" (Chr. 1776, S. 338) — eine leise Vorahnung des großen politischen Geschehens unserer Tage, über welchem ja als Leitstern nationalsozialistischen Handelns der heroische Schutzgeist des großen Preußenkönigs schwebt.

Die „Geniusflamme Friedrichs" [6]) findet Schubart so gewaltig, daß sie noch auf lange Zeiten dem deutschen Volke den Weg weisen werde. Über die Eindrücke, die dieser „Riesencharakter" (Chr. 1775, S. 553) in seiner Seele hinterlassen hat, sagt uns der Autobiograph folgendes: „Eine meiner tiefeingewurzeltsten Neigungen war die Liebe zu König Friederich dem Einzigen. Die ersten Eindrücke davon bekam ich in dem großen Siebenjährigen Kriege, wo diese Feuerseele in ihrer höchsten Kraft, wie die Sonne auf ihrem mittäglichen Turme, brannte. Von dieser Zeit an behielt ich diese Eindrücke, wie tiefe Furchen vom schneidenden Pfluge gezogen, unaustilgbar in der Seele. Alles, was Preußisch hieß und war, blieb mir daher ... lieb und teuer". (Leb. u. Ges. I 126.) Die heldischen Beinamen, die er dem Preußenkönig gibt, wechseln ab: bald nennt er ihn „Brennus Hermann", „Friedrich Brennus", bald „Friedrich Hermann", „Friedrich Wodan", ein andermal wieder bezeichnet er ihn als den „Nordischen Löwen", den „Nordischen Wodan" [7]). Im Hymnus auf Friedrich den Großen (Gd. 165 ff.) hat er seiner Begeisterung für diesen Genius den schönsten Ausdruck verliehen. Hier heißt es an einer Stelle:

„Groß und glücklich zu machen sein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke."

„Dieser große Monarch ist unermüdet beschäftigt, sich vor den Augen der Welt furchtbar, seine Staaten blühend und seine Regierung zu einem Wunder in der Geschichte zu machen." (Chr. 1774, S. 76.) [8]) Eine Großtat, ja eine „Göttertat" [9]) erblickt

Schubart in der Gründung des deutschen Fürstenbundes, der gegen die Expansionsbestrebungen des Wiener Hofes gerichtet ist, und gibt so mit am deutlichsten zu erkennen, wo er mit seinem Herzen steht. Deutschlands Freiheit sei durch den Fürstenbund gesichert. Wehe dem, der diesen Bund zu zerreißen wage. (Ges. Schr. VIII 102.) Er sei „einem Gurte gleich, aus Blitzen geflochten, dem Unterjocher schrecklich und unauflösbar." (Chr. 1790, S. 4.) Preußens Politik erscheint sonach als eine Politik im Dienste der deutschen Freiheit. Seine Schlußfolgerungen zieht Schubart oft rein intuitiv und trifft dort, wo ihm sein wahres Gefühl, seine Deutschheit, die Feder führt, stets das Richtige. Der Tod Friedrichs ergreift ihn mächtig, und er schwingt sich „auf Flügeln der Phantasie" in die Totenhalle,

„Und mit gesunk'nen Armen streck' ich mich,
Du Hochgefeirter, über deinen Eichensarg,
Laut weinend, daß mich dein Stab nicht weidete."
(Aus dem „Obelisk": Gd. 177.)

An Ludwig schreibt Schubart: „O Sohn, mit Friedrich dem Großen ist Vieles gestorben" (s. Str. II 248), aber bald danach heißt es hoffnungsfreudig: „Erdbeben und Stürme gehören dazu, die Riesenfußtritte eines Geistkolossen Friedrich zu verwehen." (Ebenda.) „Hinter ihm war es Nacht, und vor ihm ging ein Licht auf, in welchem sich ganz Europa sonnte und wonnte." (Ges. Schr. V 102.) In den „Politischen Gesprächen im Hades", die der über geniale Einfälle und guten Humor reichlich verfügende Chronikschreiber ab und zu in seinem Blatte einrückt, läßt er Friedrich den Einzigen im Gespräch mit Plutarch, Rousseau, d'Argens, Hermann, Luther, Ziethen u. a. auftreten und erweckt durch die lebendige Dialogführung sowie die anmutige, neckische Plauderei bei den Lesern das Gefühl, als ob der große König mitten unter ihnen wandelte.[10]). Einmal läßt der Chronikschreiber den Geist Friedrichs folgende eindrucksvollen Worte sprechen: „Man kann Wunder wirken, wenn man Genie, Fleiß, strenge Ordnung, Diät des Leibes und der Seele miteinander einigt. — Mich mögen elende Biographen verstümmeln oder gute ganz darstellen, wenn ich nur fortwirke zum Besten meiner Preußen und des ganzen Deutschlands, dessen Vorteile mit den meinigen eins sind." (Chr. 1787, S. 157 f.; Ges. Schr. VIII 41.)

„Borussia, als dein Friedrich Kolussus fiel, da bebte die Wurzel deines Lebens . . ." (Ges. Schr. VIII 100; vgl. auch Chr. 1787, S. 407 ff.) Der Chronikschreiber hegt aber die Hoffnung, daß Friedrich Wilhelm II. mit Liebe vollenden werde, was jener „mit Herrscherernst und Heldenstrenge" begonnen habe (eben-

da). „O tue der Herztaten viele. Zürne der fröstelnden, geist- und herzlosen Modereligion, und wärme dich im Strahle der Wahrheit, die auf Tabor glänzte, auf Golgatha blutete, vom Ölberg in Himmel stieg und von da aus den Erdkreis erleuchtet, bis nach stufenweisen Erleuchtungen Alles eine Lichtmasse wird...; deine durch die Zauberkraft des Genius gestiftete Monarchie erhalte und mehre sich durch genialische Kräfte... Mit Wohlgefallen umschlinge Friedrichs Geist einst deinen Geist..." (Ges. Schr. VIII 111—112.) Schubart nimmt in der Beurteilung der Politik Friedrich Wilhelm II. trotz deren gewaltiger Schwächen eine wohlwollende Haltung ein. (Vgl. Ges. Schr. VIII 69—70, 79, 287—288, 298, 302.) Doch als Hertzberg, der letzte Vertreter friderizianischen Geistes in der Umgebung des Königs, 1791 seinen Abschied nehmen muß, wird er mißmutig und wird — allerdings nur im Privatbrief — sehr deutlich: „Hertzbergs Abdankung sah ich längst voraus. Der König ist mit Blindheit geschlagen, daß er so große und erfahrene Männer so gleichgültig ins Eck lehnt, wie einen zerbrochenen Stock. Doch ahn' ich nichts Schlimmes für Preußen; vielmehr seh' ich die Sonne seiner Herrlichkeit schöner aufstrahlen, als jemals; Ansbach, Bayreuth, Posen, Kalisch, Danzig, Thorn — sind traun! köstliche Steine in der preußischen Krone. Der Lüstling wird nicht so lange leben, bis er sein Land verbankettiert hat." (Schubart, s. Str. II 299.) Am Kronprinzen wachse „eine köstliche Zeder" heran (ebenda). Preußen werde am europäischen Himmel noch lange als eins der hellsten Gestirne leuchten (ebenda). Schubart gehört in die Reihe der Männer, die sich bemühten, „die deutschen Kulturgedanken mit dem preußischen Staatsgedanken zu verschmelzen [11])." Wie Novalis wird er zum „mystischen Verherrlicher des preußischen Königshauses als der vollendeten Verkörperung der Staatsidee [12])." „Der Preußische Adler... soll noch die Sonne begrüßen, wenn sie das letzte Mal über dem Erdkreis aufgeht!!" (Chr. 1790, S. 245.) Dem Preußentum gilt die Liebe Schubarts [13]). Es kommt dies auch immer dann klar zum Ausdruck, wenn er den „Preußischen Wodansadler" gegen den „Österreichischen Adler" ausspielt. „Wenn sich der kaiserliche Adler zu weit verfliegen" sollte, dann dürfte wohl „der preußische Genius" „vortreten und mit gezücktem Schwerte sprechen: Hieher und nicht weiter!" (Vgl. Ges. Schr. VIII 138 u. a. m.) So sehr Schubart auch, wie wir oben gesehen haben, dem österreichischen Regime Lob zu spenden weiß, so wird doch jeder, der sich in Schubarts Wesen und vor allem seine politischen Grundansichten einigermaßen eingelebt hat, sagen

müssen: hier urteilt er mit dem Verstande eines referierenden Journalisten, wohingegen dort sein Bericht ganz Herzenskündung ist.

„Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Germania empor:
Und unter Germaniens Töchtern hoch
Borussia!"
(Aus dem „Obelisk": Gd. 177.)

Der Friderizianismus, dessen Fundamentalsatz in den Worten zum Ausdruck kommt, daß der Herrscher der erste Diener des Staates sein müsse, findet in Deutschland seinen größten Ableger im Josephinismus. Schubart, dieser edle Volksmann, mußte sich zu dieser volksverbundenen Regentengesinnung hingezogen fühlen.

Dagegen ist ihm der despotische Absolutismus im Innersten verhaßt; denn sein Lebensgrundsatz steht zu diesem Regierungssystem in schroffstem Widerspruch. Er lautet: „Nur die Gebirgshöhe der Freiheit weitert die Seele, und der Knechtschaft Geklüft verengt sie". (Ges. Schr. IV 10.) Die „Unterwürfigkeit, die die Fürsten fordern, ertötet viel zu viel echte deutsche Mannkraft; sie nimmt Rückenmark und spritzt Milch davor hinein." (Chr. 1787 S. 163 f.) Diese Einstellung ist freilich „zu einer Zeit, wo die Priester- und Fürstengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbraust," eine riskante Sache. (Vgl. Leb. u. Ges. I 222.) Aber deshalb gibt der Chronist den Kampf gegen diese gewissenlose, eigensüchtige, volksfremde Tyrannenbrut nicht auf. „Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchsschwanz streicheln, ... Jagden, Musterungen, jedes gnädige Kopfnicken und matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Hofhunde einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Orts, wo man schreibt, nie beleidigen ... — das waren Gesetze, die für mich zu hoch und rund waren ... Ich stieß daher tausendmal gegen sie an ..." (Leb. u. Ges. I 223.) Er will Ehrfurcht gegenüber d e n Fürsten erzeigen, die sie verdienen, aber „menschenentehrende Kriechsucht" verdammt er. (Ges. Schr. VIII 136.) „Wenn ich ein Fürst wäre, so würd' ich den am wenigsten begünstigen, der am meisten vor mir kröche; nur Gewürm kreucht." (Ges. Schr. VIII 133.) Leider sei in „unserm sklavischen Jahrhundert" dieser verabscheuungswürdige Servilismus gerade im Journalistenstande in auffallender Weise anzutreffen. Unter allen „kriechenden Kreaturen des Erdbodens" sei der Zeitungsschreiber „die kriechendste". „Wie er da mit kindischer Bewunderung den Pomp der Großen

anstaunt! Wie er in pedantischer Ehrfurcht ... nach dem Schlafrockzipfel eines ausgetrockneten Hofmarschalls schnappt und ihn demütig küßt! Wie er mit dem Hütlein unterm Arm krumm und sehr gebückt im Vorsaal steht und dem niesenden Fürsten und Höfling sein Salus entgegenkeucht! Wie jedes Hoffest für ihn wichtiger ist, als das Fest der Andacht, von einem frommen Volke dem Herrn geweiht!...“ (Chr. 1776, S. 321 f.) „Den Zeitungsschreiber möcht' ich sehen, der vors Publikum hinträte und mit Gewitterberedsamkeit spräche: Dieser Fürst legt seinen Untertanen unerträgliche Lasten auf; jener Staat verkennet die Grundgesetze der Menschlichkeit; dort klirren die Fesseln des schrecklichsten Despotismus; da leckt ein gieriger Selbstherrscher an den Grenzen einer friedlichen Republik; in jenem Freistaat ächzt der Freigeborne unter dem Fußtritt eines Archonten... Eine solche Zeitung möcht' ich lesen. Aber wo ist der Curtius, der sich fürs Vaterland in den Pestschlund stürzt? Wo ist der Märtyrer, der, mit vaterländischer Glut im Gesicht, auch den Fürsten heiße Wahrheiten ins Antlitz spricht? . . .“ (Chr. 1775, S. 386—387.) Schubart hat den Mut dazu. Er richtet seine Freiheitsadresse an das ganze despotische Weltregiment, an alle „Wütriche der Erde“ (Chr. 1775, S. 825), die er „Menschengeißeln“, „Quäler“, „goldverbrämte Schurken“, „Nationenrute“, „gierige Selbstherrscher“ usw. nennt (vgl. Chr. 1775, S. 386; Gd. S. 195, 201, 206, 207, 208 u. a. m.) und „denen er ihre Verbrechen wider die Menschheit vorhält [14]).“ Sie ahnen nichts vom „Geheimnis der wahren Staatsräson“ [15]) und vom hohen gemeinschaftsgebundenen Ethos Kantischer Freiheits- und Rechtsimperative [16]).

. . . . . .
Gewalttat schmiedet die klirrende Kette
Und schwört der Freiheit Untergang...
. . . . . .
Die Habsucht streckt die Adlerkrallen,
Zusammen rafft sie fremdes Gut;
Die Handlung läßt die bleichen Segel fallen
Und denkt: Für wen beschiff' ich die Flut? —
Am Ufer lauren ja Drachen
Mit hundertschlündigem Rachen
Auf Güter jeder fernen Welt.
Der müde Landmann seufzt am Pfluge:
Für wen bebau ich mein Feld? —
Trinkt . . gierig Tod aus seinem steinern Kruge,
Worein sein Schweiß und seine Träne fällt.
Die Kinder wühlen hungerig im Sande
Und Lumpen hüllen sie ein:
Denn ach! es brüllen Tyrannen im Lande:
Alles ist mein! Alles ist mein!...

. . . . . .
Wann Unschuld nicht mit frommen Mienen
Noch unter Menschen wandelte,
Und wann, vom Mondenlicht beschienen,
Der Weise nicht gen Himmel säh';
Wenn's keine Christen, keine Freunde gäbe,
Nicht Jünglinge voll himmlischen Gefühls;
Nicht Greise, die, gelehnt an ihre Stäbe,
Sich freuten des errung'nen Ziels;
Nicht Männer, die's Krachen der Erd' nicht betäubte,
Mit eherner Brust und entschlossenem Blick:
So wär' ein Donnerschlag, der diese Welt zerstäubte,
Der Menschheit größtes Glück.
(Chr. 1775, S. 825—827.)

Die christlichen „Erdbeherrscher" sollten doch zeigen, „daß der Christen höchstes Gesetz das Gesetz der Liebe sei". (Ges. Schr. VIII 110.) „O ihr Großen der Erde, laßt doch den Menschen sein, was er sein kann; und nur da zeigt eure Gewalt, wo er abarten will". (Chr. 1776, S. 322.) Schmerzlich berührt haben den edlen Patrioten insbesondere die ungesunden Zustände an vielen deutschen Fürstenhöfen, die weit entfernt waren, das gute Vorbild z. B. Friedrichs des Großen, Joseph II., Karl Friedrichs von Baden, Jos. Emmerichs von Mainz nachzuahmen. Des öfteren spricht er in seinen Chronikblättern die Bitte aus, es möchte doch der Geist der edlen Vorbilder „auch andere deutsche Fürsten und Regenten, sonderlich in Schwaben, beseelen." (Chr. 1787, S. 343.) Auf dieses Land weist er ganz bewußt hin. Ist doch der württembergische Hof damals einer der luxuriösesten und glänzendsten von ganz Europa gewesen [17]). Aber dieser äußere Prunk ist von den Untertanen teuer genug bezahlt worden. Karl Eugen, der bewußt das Beispiel des Roi-Soleil und dessen Staatsraison, die sich in dem bekannten Satze „L état c' est moi" ausspricht, nachzuahmen trachtet, kümmert das freilich wenig. Um so größer aber ist die innere Empörung der Edlen des Landes, die sich vergeblich nach Wien [18]) um Abhilfe wenden. Auch Schubart tritt eifrig als Anwalt der Volksrechte auf. In einer stark vom Hauche deutschen Lebensgefühls beseelten Vision beschwört er einmal den allmächtigen Chronos:

. . . . . .
Zieh Wetter zusammen
Über den Volkspeiniger!
Und laß es ihm donnern tief durch die Seele:
Du quälest Menschen, Geschaffene wie du! . . . [19])

So konnte nur einer sprechen, der „das Beste für sein Volk wollte" [20]) und der „Recht und Freiheit höher achtete, als den

Willen des Despoten“ [21]). Und so begreifen wir, daß, je mehr er selbst tyrannische Launenhaftigkeit zu spüren bekam, je länger das schwere Los der Kerkerhaft auf ihm lastete, um so stärker auch die seelische Reaktion dieses Freiheitsapostels war:

„Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arme,
Daß ich stürm' in die Saite
Und singe dein Lob.

Aber, wo find' ich dich, heilige Freiheit,
O du, des Himmels Erstgeborne?
Könnte Geschrei dich wecken, so schrie ich,
Daß die Sterne wankten,

Daß die Erd' unter mir dröhnte,
Daß gespaltene Felsen
Vor dein Heiligtum rollten
Und seine Pforte sprengten.

Könnten Tränen dich rühren,
Ach, du kämst zum Fesselbeladenen,
Dem schon neun schreckliche Jahre
Zährenfeu'r die Wange sengt.

Aber hier bist du nicht, ...
. . . . . .

Wo die starre Verzweiflung
Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich im Felsenbauche hallen.

. . . . . .

Hast du verlassen Germanias Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erschlagner Römer
Deinen Thron ertürmtest?

. . . . . .

Laut auf muß ich weinen,
Denn ach, du weiltest in Deutschlands Hainen
Der seligen Jahre
Nur wenige.

. . . . . .

Heilige Freiheit, verzeih es dem kühneren Frager:
Ist sie bald verströmt die schreckliche Wolkennacht?
Vollendet Joseph im Harnisch,
Was Luther begann in der Kutte?

. . . . . .

(Ges. Schr. IV 300 ff.)

Die Deutschen seien zwar „die besten Untertanen", aber sie verlören „auch unter'm Drucke des Despotismus niemals das Gefühl ihrer eigenen Würde". (Chr. 1775, S. 338.) In der Gefängniszelle dichtet Schubart auch die berühmte „Fürstengruft" [22]). Er trägt sie seit der Münchener Zeit in seiner Seele, „wollte sie mehrmalen zu Ulm schon ausführen, zürnte sie aber erst im dritten Jahre seiner Gefangenschaft nieder, als ihm der Herzog Karl auf einen gewissen Termin hin ausdrücklich seine Freiheit versprochen hatte und dieser Termin ohne Erfüllung vorübergegangen war". (Kar., S. 153.) Sie ist von symptomatischer Bedeutung für die „In tyrannos"-Stimmung und politisch-weltanschauliche Haltung dieses „Märtyrers der politischen Publizistik" [23]), und deshalb führen wir im folgenden einige Strophen an:

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Eh'mals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

. . . . . .

An ihren Urnen weinen Marmorgeister,
Doch kalte Tränen nur, von Stein,
Und lachend grub vielleicht ein welscher Meister
Sie einst dem Marmor ein.

. . . . . .

Sie liegen nun, den eisern'n Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeißeln, unbetraurt,
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im eh'rnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, bessre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Fron;

. . . . . .

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

. . . . . .

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Ächzen,
Ihr Scharen, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wütrich hier erwacht!

. . . . . .

Ihr aber, bessre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blütenduft.

. . . . . .

Ach, unterm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht. [24])

. . . . . .

Die volksfreundlichere Haltung der kleinen Despoten, welche unter dem Eindruck der Französischen Revolution — letztere begrüßt Schubart, um der Idee der Freiheit willen, mit Begeisterung — sich hie und da geltend macht, versteht auch der inzwischen freigewordene Schubart zu würdigen. „Die deutschen Fürsten und Bischöfe suchen immer weniger durch den Nimbus von Hoheit zu schimmern, der ihr Haupt verklärt. Sie wollen Väter des Volks sein [25])." In Württemberg insbesondere setzt schon seit dem segensreichen Einfluß Franziskas von Hohenheim, die der Herzog 1785 heimführt, ein spürbarer Umschwung im öffentlichen Leben ein. Der Herzog zeigt wie nie zuvor regstes Interesse für die Bedürfnisse des Landes auf allen Gebieten, denen der Wirtschaft und des Verkehrs ebenso wie auf denen der Kunst und Wissenschaft. So begreifen wir auch, wenn Schubart, der noch vor nicht zu langer Zeit einmal einen fürchterlichen „Fluch gegen den Herzog" aussprach (vgl. Kar., S. 227) und der ein andermal erklärt hat: „Gottlob, daß mein liebes Vaterland nur Einen Herzog von Württemberg hat!" (Schubart, s. Str. II 57), — unter solchen Umständen eine freundlichere Geste gegenüber diesem Souverän zeigt [26]). Außer den sachlichen Beweggründen, die dem Chronikschreiber, im allgemeinen gesehen, zu einer gelinderen Beurteilung der jetzigen Verhältnisse Anlaß geben, sind begreiflicherweise für den in herzoglichen Diensten stehenden „Direktor des Theaters und der Musik" auch persönliche im Spiele. Daß er aber die Kampfansage an Tyrannentum als solches — etwa aus Opportunitätsgründen — jetzt nicht aufgibt, sie vielmehr als ein unvertilgbares Merkmal seiner politischen Weltanschauung beibehält, gibt er deutlich genug zu erkennen in seinen Bittversen an den „Ewigen, Unendlichen":

. . . . . .

O sprich zu den tobenden Völkern:
Seid stille vor mir!

Laß' sie erkennen, daß des Menschen höchstes Glück
Sei: Beugung unter Gesetz und Ordnung,
Und daß die wahre Freiheit
Sei Paradiesesfrucht, die dort erst reift.

Doch, wenn die Herrscher Menschenquäler werden,
So reiß das Szeptergold aus ihrer Rechten;
Zerschmettre damit den Scheitel der Stolzen,
Daß sie erkennen, daß du der Herr bist.
Die aber ihr Volk wie Hirten
Mit sanftem Stabe weiden, die laß schon hier
Die hohe Ahnung durchschauren:
Dort sei ihr Lohn, und ihre Herrschaft ewig!

. . . . . .

(Chr. 1790, S. 1—6, insbes. S. 3.)

Ein hohes Interesse bringt Schubart auch den Freien Reichsstädten entgegen[27]), wo sich leider auch zu beherrschenden Stellungen und hohem Einfluß gelangte Männer — wie vorhin im „Fürstenstuhle", so hier im „Ratsherrnsitze" „blähen". (Ges. Schr. VIII 176.) Aber „wann die Reichsstädtischen Archonten mit verächtlichem Blick auf niedrige Bürger herunterschauen," und „wann die Freiheit nirgends mehr seufzt als in den sogenannten freien Reichsstädten, so trägt die sklavische Ehrfurcht, die man des Hrn. Amtsburgermeisters Wohlgeboren und Hochderoselben Frau Gemahlin Wohlgeboren samt allem Gesinde und hoher Dependence, bis auf den Wachtelhund hinunter, bezeugt, sehr vieles dazu bei." (Schubart, s. Str. I 124.) Verfassungspolitisch sei „eine ganz nah bevorstehende Veränderung der Reichsstädte" zu erwarten. Sie sei bedingt durch mannigfache „Haupt- und Nebenursachen": vornehmlich die „elende oekonomische Verfassung", „die eingerissenen schweren Mißbräuche", „die schimpfliche Furcht vor angrenzenden Fürsten, Bischöfen oder Königen", den „immer tiefer herabsinkenden Geist aller Republikaner" und „ihre eigene kleine Denkungsart von sich selbst." (Leb. u. Ges. I 235—236.) Es werde diese Veränderung „vielleicht schon im nächsten Jahrhundert" greifbare Gestalt gewinnen[28]). (Vgl. Ges. Schr. VII 187.) „Ich schweige, mit patriotischer Betrübnis meiner Seele, denn ich liebe die Reichsstädte ... Wohl mir, daß ich es nicht erlebe, wenn ein künftiger deutscher Scipio auf den Trümmern der deutschen Republiken weint! (Leb. u. Ges. I 237.)

Was seine Stellung zur Staatsform als solcher anlangt, pendelt Schubart bis in die achtziger Jahre des Jahrhunderts zwischen drei Anschauungen einher: der Rousseauischen, der Montesquieuschen und der Friderizianischen. Er ist für alle drei

Staatsideale eingenommen und vertritt die Ansicht, daß dort, wo wahre Menschenwürde, wahrer Volkssinn am politischen Ruder sitzt und die Geschicke eines Landes lenkt, auch das Volk seinen Nutzen und Segen davon haben muß, gleich ob das Staatswesen eine Republik, eine konstitutionelle oder eine absolutistische Monarchie friderizianischer Prägung ist. In der nachaspergischen Zeit nimmt er in dieser Frage eine eindeutigere Haltung ein und ist „geneigt, mit Montesquieu, dem Staatenwäger, und Friedrich, dem größten Staatenlenker, zu behaupten, daß in einer wohleingerichteten Monarchie mehr wahres Menschenglück anzutreffen sei, als in den besten Freistaaten". Denn in einer wohleingerichteten Monarchie geschähen weniger Ungerechtigkeiten als in Republiken („nur die einzige Schweiz hat noch außerordentlich viel Gewicht für die gegenseitige Meinung"), „wo die oft so unselige Mehrheit meistens entweder Zufall oder Kabale oder Arglist ist [29])." „Überhaupt scheinen die Republiken von so schwächlicher Natur zu sein, daß sie bei der sorgfältigsten Diät ihr Leben nie hochbringen. — Einer sei Herrscher! sagt Vater Homer, und ich halt's mit ihm." (Chr. 1774, S. 441.)

Das Ideal eines Monarchen erblickt Schubart in der Persönlichkeit des großen Preußenkönigs. Er ist es auch, der in ihm zeitig die Neigung weckt, sich begeistert für den heroischen Lebensgedanken auszusprechen. In Schubarts Gedankenwelt ist für unrealisierbare Menschheitsverbrüderungsideale kein Raum übrig, und dies aus dem Grunde, weil es sich bei diesen nur um abstrakte rationalistische Ideen handelt, die zur lebendigen Lebenswirklichkeit in gar keiner Beziehung stehen. Der Schwabe übt insbesondere Kritik an der pacifistischen Idee. „Ewiger Friede, wovon man jetzt ... so süße träumt, ist weder möglich noch zu wünschen, solange die Menschen so sind, wie sie wirklich sind. Zu langer Friede macht die Menschen zu Schwelgern, Lüstlingen, Weichlingen, Feigen. Das Blut des Staates wird da allmählich eine stehende faule See. Krieg aber jagt die Lebensgeister auseinander, weckt die Seelen der Heroen, macht Leib und Geist stark und rüttelt die Völker vom entmannenden Schlummer auf. Nur bei der ganz entsündigten, ganz gebesserten Menschheit, wenn die Stadt Gottes auf Erden leuchtet und Jehovah mitten unter den Menschen wohnt, nur dann kann und wird es ewiger Friede sein." (Ges. Schr. VIII 342.) Die Idee eines ewigen Friedens ist nur zu verwirklichen im Reiche des Intelligibeln, in dem sich die Menschenvernunft eins weiß mit dem Göttlichen. Hier im empirischen Erdenreiche entbehrt sie aller praktischen Realität. Ja,

wenn wir hier einigermaßen bestehen wollen, müssen wir den Lebenskampf zu unserer zweiten Natur machen. „Die Künste des Kriegs machen stark, die Künste des Friedens lähmen. Groß und herzerhebend war's, wenn die alten deutschen Fürsten zur Zeit der Gefahr in tönender Rüstung aus ihren Hallen hervorgingen, das Gewinsel des Weibes und der Kinder nicht achtend und verschmähend das Polster weicher Ruhe, und so mit Löwenmut und Kraft dem Feind in den Nacken stürzten." (Chr. 1787, S. 411 f.; Ges. Schr. VIII 102 f.)

„... Unter dem Eisenharnisch des Krieges schlägt manches Herz lauter und heißer, als unter der friedlichen Kutte. Auch mir bot mancher Krieger die Hand: sein rauher Handschlag war mir teurer, als des Weichlings samtner Händedruck..." Vgl. Ges. Schr. IV 352. — „Erdbeben, Krieg und Seuchen sind Arzneien; Die kranke Menschheit soll durch sie gedeihen; Einst, wenn nicht Krankheit mehr der Menschheit Glück entstellt, Dann donnert Gott das Übel aus der Welt." Vgl. Chr. 1789, S. 58. — „Nur feige Kerls und alte Weiber zittern vor der Gefahr, ein Deutscher nicht! Zu streiten ist Soldatenpflicht. Viel besser, daß die Axt den Schädel mir zerspalte, als daß ich feig auf meinem Bett erkalte. Und kurz und gut, mein Fürst hat es gewollt... Der Dienst für meinen Herrn geht vor." Vgl. Ges. Schr. IV 127 f. — „Oft griff ich dem Trotzer an die Kehle, Von jugendlichem Mut belebt; Denn Feigheit haßte meine Seele, Und weibisch hat sie nie gebebt". Vgl. Gd. S. 139. — Schubart mag nicht recht leiden den „vollkommenen Weibermann"; s. Str. II 270. Er wünscht sich ein „Heldenvaterland" mit einem „Heldenmut, wie zu den Zeiten, da Hermann Varus schlug." Vgl. Gd. S. 98, 101. — „Gib mir Philotas' Heldenliebe, den Mut des jungen Werdomar..." Vgl. „Neujahrswunsch eines Knaben an seinen Vater": Gd. S. 394 f. — Der Begriff des Preußentums ist dem Schwaben identisch mit Kämpfer- und Heldentum. „Bei euch, ihr Preußen, ist noch Größe zu finden. Ihr habt Staatsmänner und Helden, wie sie kein Reich hat, und Erdbeben und Stürme gehören dazu, die Riesenfußtritte eures Geistkolossen Friedrich zu verwehen." (Schubart, s. Str. II 248.) — Schubarts Sohn Ludwig schreibt über seinen Vater folgendes: „Mit ähnlichen Gründen wie die Leidenschaften verteidigte er den Krieg und die Revolutionen; und man findet in seiner Chronik in allerlei Formen und Einkleidungen den Satz: daß ein zu langer Friede die Menschheit weich und klein, Gefahren, Krieg und Revolutionen dagegen sie stark und groß machen. Die Weiber... sind zum Dienen geboren; die Männer zu Empörungen und zur Herrschaft. Kein Mensch ist je groß geworden, außer auf dem rauhen Pfade der Prüfung und Gefahr..." Vgl. Kar. S. 232—233.

Dem einer weichlichen Humanitätsduselei Ergebenen, der in „einem goldnen Traume" träumt von „fester, ewiger Gründung des Menschenglücks...," ruft der die empirischen Lebensmächte nie aus dem Auge verlierende Chronikschreiber zu: „O du weichherziger, lieblich schwärmender Biedermann, blick' hin auf den Zeitenschauplatz! Sieh, wieviel tausend Fäuste sich stählen zu Mord und Tod! Wie die Zwietracht giftigen Verdacht in die

Herzen der Gewaltigen haucht ... Dies schau, Biedermann," und bedenke, „daß du von der Erfüllung deines Traumes noch so ferne bist." (Ges. Schr. VIII 57—58.) Schubart lehnt humanitäre Sentimentalitäten ab; dagegen ist er, wie die Chronikblätter zur Genüge dartun, ein eifriger Anhänger der lebensnahen Idee der edlen Menschlichkeit, die wir alle Tage üben sollen und die mit der heldischen Lebensauffassung nicht nur vereinbar ist, sondern zu ihr gehört. Sie ist ein unverlierbares Erbe des deutschen Geistesgutes. An ihr hält der deutsche Idealismus durchweg fest.

Verschiedene, die Schubart genau kannten, so schreibt sein Sohn Ludwig, hätten von ihm angemerkt, daß er ganz der Mann für eine Revolution gewesen wäre. (Vgl. Kar. S. 236.) „In der Tat schien ihn sein Äußeres, sein Rednertalent, seine Declamation, sein schneller Überblick, seine Kunst im Extemporieren, vor allem seine Popularität, sehr dazu zu berufen; und ich bin überzeugt, daß er ... im Senate gedonnert haben würde ... Die Natur hatte ihn vor Tausenden organisiert, eine schwierige, hinter den Kulissen erwogene und besprochene Sache im Angesichte des Volks zu verhandeln; in allen Farben des Witzes und der Imagination spielen zu lassen; alle Schatten und Einwendungen davon zu entfernen und sie mit siegendem Feuer durchzusetzen. Hierzu kam eine ihm eigene Deutlichkeit, sowohl im Vortrag als in der Aussprache; ein sehr gesunder, durch all sein Wissen und seine Lektüre nie erstickter, durch all sein Reden und Schreiben stets wie ein frischer Quellbach rieselnder Mutterwitz; sein Enthusiasmus für Freiheit und Menschenheil und seine herzliche Liebe für das Volk. — Mit diesen Eigenschaften ... hätte er eine glänzende Rolle in der Versammlung spielen können." (Kar. S. 236—238.) Schubart äußert einmal selber, daß er „große Anlagen zum Volkslehrer" habe. (Vgl. Str. II 269.) Josef Nadler kennzeichnet ihn treffend als den „geborenen Volkstribun in Wort und Schrift". (Vgl. J. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, 3. Aufl., III. Bd., S. 76.)

Wenn schon damals der deutsche Nationalwille stark genug gewesen wäre, durch eine von allen Deutschempfindenden vollzogene revolutionäre Tat alles Undeutsche auszumerzen, dann hätte fürwahr unser Schubart mit den Waffen deutschen Geistes in vorderster Linie gekämpft. Aber für dieses Gesamterwachen ist die damalige Zeit noch nicht reif gewesen. Einige wenige nur nehmen, hier und da verstreut, diesen Kampf schon damals auf. So vollzieht auch Schubart als Einsamer die ihm vom Gewissen gestellte Aufgabe und wird ein leidenschaftlicher Vorkämpfer für deutsche Kultur im Jahrhundert der geistig-kulturellen Überfremdung des politisch zersplitterten deutschen Vaterlandes. Mit „edlem Ungestüm" wirft er sich allem entgegen, „was unser Vaterland erniedrigt und klein macht." (Schubart, s. Str. II 250.) Es schmerzt ihn die Tatsache, daß es in erster Linie die deutschen Fürsten sind, die sich dem fremden Einfluß und insbesondere der „Gallomanie" ergeben haben.

(Vgl. Ges. Schr. VIII 142.) Nirgendwo ist ihm eindringlicher zum Bewußtsein gekommen, wie sehr „Französismus und Italizismus jedes vaterländische Gefühl zu verschwemmen drohte“ (Leb. u. Ges. I 101 f), als am Ludwigsburger Hofe, der wohl unter den deutschen Fürstenhöfen am getreuesten und verschwenderischsten Versailles widerzuspiegeln sich bestrebte. Und so faßt im Patrioten Schubart der Gedanke Wurzel, seine ganzen Kräfte künftighin in den Dienst der deutschen Sache, für die er ja von jeher erglühte, zu stellen. Denn darüber ist er sich im klaren, daß diese unglücklichen Einflüsse sich nicht bloß auf die obersten Schichten erstreckten, sondern schon tiefer einzudringen begannen. Überall, wo sich ihm Gelegenheit bietet, sucht er für „Verbreitung des deutschen Geschmacks“ zu wirken und macht Front gegen das „tiefeingewurzelte Vorurteil gegen deutsche Art und Kunst“ und gegen die „kindische Vorliebe für das Ausland“: so in Ludwigsburg, wo er „öffentliche Vorlesungen über Geschichte und Ästhetik“ hält (Leb. u. Ges. I 102), in Schwetzingen (Leb. u. Ges. I 156 f.), in Augsburg (Leb. u. Ges. I 239). Am weitreichendsten und tiefgehendsten vermag er durch seine Chronik zu wirken. Er geißelt hier immer und immer wieder die „leider so tiefeingewurzelte Gallomanie“ (Chr. 1791, S. 511), „die so verderbliche Nachahmungssucht des ausländischen Flittergoldes“ und die „Verachtung der einheimischen Schätze. (Chr. 1775, S. 4.) Es sei „ein ganz eigentümlicher Zug im Charakter der Deutschen, daß sie von den Ausländern weit größere Begriffe haben als von sich selbsten.“ (Chr. 1774, S. 241.) Nie dürfe es soweit kommen, daß „durch des schlimmeren Auslandes kindische Nachäffung unsere große Selbstheit verstümmelt“ werde. (Chr. 1791, S. 2.) In einer Vision vernimmt der Chronikschreiber die Klage unserer „Vorväter“, denen „die Denkmale aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht alle gefallen“ wollen: „Ach, deine Söhne, Germania! — so hieß es, kämpfen nicht mehr um die heilige Freiheit; deine Reisige lassen sich wie Knechte dingen und würgen sich um niedrigen Mietlohn. Anstarren und Nachäffen fremder Sitte hat ihre Sehnen abgespannt. Bei den Weichlingen drüben am Rhein holen sie weibische Moden, Seuchen und Verzagtheit. Ihr Ohr ist zu welschen Trillern gewöhnt und verschließt sich dem rauhen, kriegerischen Klange des Bardiets, das sich vom Felsengebirg wie ein Waldstrom ins Schlachttal wälzt. Traurig sehen die Geister der Väter von der Mondglanzwolke auf ihre entarteten Enkel nieder, die unter dem Geklimper eines gallischen Liedchens im Schoß geschminkter Dirnen es verlernen, daß sie von Tuiskons Stamm sind . . .“ (Chr. 1774, S. 418.) „Was würde der alte Götz sagen, wenn er aus 'm

Grabe erwachte, — mit Schild, Schwert und Koller angetan, mit dem eisernen Helm auf 'm Haupt und dem wehenden Federbusche; wenn er dann unsre, von französischen Brühen aufgefütterten Ritterlein, die wie Balsambüchslein riechen, vor sich sähe; würd' er nicht die eiserne Hand gen Himmel heben und schwören: Ihr seid nicht meines Stamms!..." (Vgl. Chronikbeilage vom Nov./Dez. 1774, S. 61.) Ein wahrer Vaterlandsfreund „verachtet frei des Auslands Sitte und ist sich selbst ein Urbild, vor dem der Fremde stutzt, verborgnen Grimmes voll, daß er es nicht erreicht." (Ges. Schr. IV 24.) Schubarts ganze Trostlosigkeit über den nachteiligen Einfluß der „entmannenden Auslandssitte" [30]), die seine Seele oft martere [31]), spricht sich in ergreifender Weise in seinem Gedicht „Der sterbende Patriot" aus:

Totengräber, schaufle mir ein Grab!
Immer tiefer
Sinkt mein liebes Vaterland hinab.
Totengräber, schaufle mir ein Grab!
In den alten Eichenwäldern stand
Einst die Größe,
Schüttelte ein Wetter in der Hand.
Schreckbar warst du, deutsches Vaterland.
Aber nun — wie schrumpft die Riesin ein!
Buben lichten
Unsrer alten Größe Schattenhain;
Und das graue Heldenvolk wird klein.
Auslandsliebe, Weiberweichlichkeit,
Freches Knieen
Vor dem Modegötzen unsrer Zeit
Hat dich, armes Vaterland, entweiht.
Vaterland, das mir mein Leben gab,
Sieh mich weinen!
Ach, wie tief, wie tief sinkst du hinab!
Totengräber, schaufle mir ein Grab!

(Chr. 1788, S. 32.)

Dieser Pessimismus, der ab und zu durchbricht, macht bald wieder hoffnungsfroheren Stimmungen Platz. Es kann überhaupt vieles wettgemacht werden, wenn die Erziehung richtig gehandhabt wird. Von immenser Bedeutung für die Charakterbildung sei die Auswahl der Lektüre. Diese sollte von den Pädagogen so getroffen werden, daß durch dieselbe frühzeitig die nationale Gesinnung geweckt werde. (Vgl. Chr. 1787, S. 161.) „Aber wo läßt man in unsern Gymnasien, Lyzeen und niedern Schulen — etwan die Denkmale der Deutschen nach Klopstock oder einem gemeinsinnigern Schriftsteller lesen und studieren. Selbst Tacitus wird da höchstselten — und dann erst nicht zweckmäßig gelesen... (Ges. Schr. VIII 43.) Schubart empfiehlt

den Jünglingen „das Studium altdeutscher Schriften und unsrer neuen Kernschriftsteller, eines Klopstocks, Herders, Lavaters, Goethe, Schiller und anderer weniger, die den Donnerkeil der Sprache Tuiskons zu schwingen wissen; nicht aber die vielen zeitmordenden Schreiberlein, die uns wie Mücken umsummen. Dieses macht schwach, jenes stark." (Leb. u. Ges. I 25.) Außerdem müsse als gutes Mittel „gegen diese so allgemeine Entkräftung" die „Bekanntschaft mit den Alten, ihrer Sitte, Mannheit, Urkraft" angesehen werden. (Vgl. Chr. 1775, S. 823.) „Hätt' ich Israels Heerposaune, so würde ich ... die Jünglinge meines Vaterlandes zusammenblasen und sie von irgendeinem deutschen Hügel herab mahnen, ihre winzige, Geist und Herz verengende Leserei, ihre Romane, Schauspiele, Romanzen, Gassenhauer samt allen Kreuzertrompeten und Rätschen, die an Ostern und Michaelis zu Frankfurt und Leipzig verkauft worden, weit von sich zu schleudern, und sich dafür mit dem Geiste der Griechen und Römer vertraut zu machen. Unsere Originale lassen sich immer damit verbinden ..." (Leb. u. Ges. I 24—25.) „Daher müssen jedem Biedermann Übersetzungen der Alten außerordentlich willkommen sein — ich meine hier die edlern, bessern Alten (dann auch sie hatten Schurken): Homer mein' ich, Herodot, Thukydides, Xenophon, Polybios, Plutarch, Livius, Tacitus ...; weg mit den entmannenden französischen Romanen und ihren Affen, die aus dem verdorbensten Teig ihre Helden kneten und alles getan zu haben glauben, wann sie Rosenwasser darzu nehmen. Bürger, nimm den Plutarch in die Hand; lies Sonntags und Feiertags deinen Kindern draus vor, und du wirst nicht Gecken, sondern Männer ziehen." (Chr. 1775, S. 823—824.) „Doch kann ich es nie mit den Pädagogen halten, die behaupten, man müsse sich erst in den alten Sprachen festsetzen, ehe man das Deutsche kultiviere; denn dies, wähnen sie, gebe sich selbst. Das Studium der Griechen und Römer, wenn es nicht dem Studium der vaterländischen Sprache untergeordnet ist, expatriiert gleichsam die Jünglinge und ertötet die Vaterlandsliebe in ihnen, die doch nächst der Religion der erste Hebel aller großen Handlungen ist ..." (Leb. u. Ges. I 25.) Hier zeigt sich deutlich genug, daß Schubart den völkischen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verliert. Nur von hier aus empfängt alles seine Wertung und Geltung. Als Lehrer behandelt Schubart mit seinen Schülern auch „politische Tagesneuigkeiten" [32]). Es ist bekannt, „daß er die Jugend mächtig anzuregen, zu überzeugen, zu begeistern und zu erschüttern" [33]) wußte. Er haßte die „Fesseln elender Pädagogen." (Schubart, s. St. II 254.) Die pädagogische Tendenz rückt Schubart in seiner publizistischen Wirksamkeit stark in den

Vordergrund und erweist sich hierin als ein treuer Jünger seines Jahrhunderts. Oft finden wir in der Chronik Fabeln eingestreut, und in dieser Einkleidung weiß er dann seinen Lebensgedanken dem Volke nahezubringen. Auch führt er des öfteren teils der Wirklichkeit entnommene, teils gut fingierte „Beispiele der Tugend" an und sucht so die ethischen Auffassungen des lesenden Publikums zu veredeln. „Da wir unsere Blätter nicht gerne mit Histörchen aus dem Abschaume der Menschheit beflecken, so sei es uns erlaubt, Beispiele von Menschen aufzusuchen, die es wert sind, das Bild der Gottheit zu tragen . . ." (Chr. 1774, S. 20 f.) Den philanthropischen Erziehungsideen bringt Schubart großes Interesse entgegen, ohne sich freilich von der „kosmopolitischen Schwärmerei" besonders angezogen zu fühlen. Die pädagogischen Mängel [34]) dieser Richtung hat er, was man eigentlich von ihm hätte erwarten sollen, nicht recht erkannt, und wo Ansätze bei ihm hierzu da waren, sie nicht klar genug herausgestellt. Aber eines war ihm klar, daß nämlich das ganze Erziehungswesen seiner Zeit noch lange nicht jene Formen angenommen hatte, wie sie ein „teutsches" Patriotenherz gewünscht hätte.

Zu einem artgemäßen Denken und Fühlen gehört ein gesundes Sprachempfinden. Aber leider sei die deutsche Sprache „nicht mehr die Donnersprache aus Hermanns und Luthers Zeiten —

Die widerhallt im Felsengebirge,
Daß es dem Streiter vom Tiberstrom
Ertönte wie ein Donnersturm. —"

Sie sei, wie der Chronikschreiber neckischerweise bemerkt, „wie das Girren der Flöte in einer Maiennacht, und wie das verlangende Seufzen des Mädchens, das im Mondstrahl ihres Geliebten harrt." (Chr. 1787, S. 5; Ges. Schr. VIII 14.) Es gelte daher, für die Reinheit der deutschen Sprache Sorge zu tragen und dieselbe nicht durch fremde Ausdrücke und Wortformen verunstalten zu lassen. „Opitz, Klopstock, Wieland und die großen, biedern Schweizer" seien schon vorbildlich vorangeschritten und hätten „die Sprache in ihrer ganzen Stärke" geschrieben. Dieses Beispiel sollten alle verantwortungsbewußten Schriftsteller nachahmen. „O ihr Schriftsteller meines Vaterlandes, schreibt stark und gut, gründlich und schön, rein und kräftig, wohklingend und volltönend . . ." (Vgl. Chr. 1787, S. 143—145.) „Der Charakter der deutschen Sprache ist Mannheit, sie will also auch mannhaft und körnicht geschrieben sein." (Schubart, s. Str. I 53.) Ein musterhaftes Beispiel für „urdeutsches" Sprachempfinden ist der sprachgewaltige Geist, der aus Luthers Bibel spricht. Wehe

den modernen Bestrebungen, die es wagen sollten, Luthers Bibelübersetzung durch Modifikationen zu verbessern. (Vgl. Chr. 1789, S. 800.) „Man hat in unsern Tagen, wo oft das schlimmere Neue das bessere Alte verdrängen möchte, auch heimliche und öffentliche Versuche gemacht, Luthers Bibelübersetzung zu verdrängen und an ihre Statt eine moderne Übersetzung oder vielmehr einen Auszug aus der Bibel einzuführen." (Ebenda.) Alle diese Versuche seien glücklicherweise „von überwiegenden Stimmen mit Unwillen" verworfen worden. Luthers Bibel sei „unser erstes Volksbuch, eine Vorratskammer voll der kräftigsten, urdeutschen, mächtigsten, allverständigsten Worte und der kernhaftesten und rundesten Ausdrücke, die seit 300 Jahren Sprichwörter und Sentenzen des Volkes geworden." (Ebenda.) Alle neueren Bibelübersetzer, selbst Herder, den seine großen Kenntnisse, seine Sprachkraft, sein biblischer Sinn, wie sein hoher Genius vorzüglich zu diesem Amte berechtigen, weise in seinen trefflichen Versuchen von Bibelübersetzungen immer den Leser auf Luthern zurück. (Ebenda.) „Die antike Miene der lutherischen Bibel, die ihr eine Art von orakelmäßiger Würde gibt, das herzvolle und das kräftige Deutsch muß und wird Luthers Bibel noch so lange unter uns erhalten, als Christus und das Wort Gottes noch unter den Deutschen genannt wird." (Ebenda.) „Alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luthers Bibel nicht wäre. Steh also, Werk eines großen deutschen Mannes, fester und daurender, als die Münster zu Straßburg und Ulm, und sei ein Panier, unter dem sich die Deutschen versammeln und stärken, wenn ihre Sprache wie ihr Glaube ausarten will!" (Chr. 1789, 801.)

Aus Schubarts Hingabe an die blutvolle Lebenswirklichkeit oder, negativ ausgedrückt, aus seiner Skepsis gegenüber allen abstrakten, weltfernen Theorien entspringt seine Forderung einer volksverbundenen Wissenschaft. „Wissenschaften, die nicht einen direkten öffentlichen Nutzen haben," gleichen „den törichten Jungfrauen . . ., die Lampen ohne Öl hatten. Diese Beschuldigung trifft zum Teil auch unsre Akademien. Wie vieles haben wohl diese zum allgemeinen Besten, zur wahren Aufklärung, zur Wegräumung zäher Vorurteile unter uns beigetragen? So meinte es Leibniz nicht, der der Stifter dieser Akademien war. Er wollte, wie Homer und Sokrates, die Musen und die himmlische Weisheit, gesäubert vom Schulstaube, unter die Menschen führen und sie verständiger, tugendhafter und edler machen. Türmt eine ganze Reihe von Quartanten hin, voll von tiefsinnigen metaphysischen und algebraischen Abhandlungen,

in fremder oder in selbstgeschaffner Kunstsprache geschrieben; der Geist der Nation geht vorüber und schüttelt den Kopf." (Chr. 1789, S. 876.) Schubart bekämpft, wie wir sehen, die Kathederweisheit der sturen Rationalisten mit deren eigener Waffe: der Utilitaritätsforderung, die freilich in dem Sinnzusammenhang, in den sie der Schwabe einbaut, durchaus am Platze ist. Er polemisiert gegen die „Unwissenheit der Allwisser" (Chr. 1776, S. 832) und ihren wissenschaftlichen Dilettantismus in der ihm eigenen herzerquickenden Weise. „Ach, seitdem wir Deutsche von unsern Nachbarn drüben am Rhein die seltene Kunst gelernt haben, alle menschliche Weisheit aus Wörterbüchern zu schöpfen und in Fingerhüten hinunterzuschlürfen, seitdem hat auch unser Genius beinah' ganz und gar sein ernstes Ansehen verloren. Ja man sagt sogar, daß er sich jetzt in seiner Felsengrotte im Schwarzwalde von Gnomen das Haar kräuseln, von Nixen mit Eau de Lavant besprengen und von Elfen bebändern und bemaschen lasse ... Wirklich sagt man so von uns Deutschen, und der Schein gibt uns auch das Ansehen. Das ernste Studium unserer Vorväter, ihr mühsamer Fleiß, der sich aus Folianten ein Denkmal ertürmte, hat sich in leichtsinniges Getändel verwandelt — und unsere großen Geister setzen jetzt den einen Fuß in einen Duodez-Almanach, den andern in einen wollustatmenden Roman und glauben doch, so stolz wie Horaz, mit dem Tapon an den Olympos zu streifen. Vor Zeiten widmeten sich Riesenköpfe einer Wissenschaft allein, jetzt setzen Zwerge das Däumlein an und umschreiben nichts mehr und nichts weniger als — das Universum. Daher unsere Enzyklopädienschreiber, die mit dem Schaumlöffelchen das Fett von allen Suppen abschöpfen wollen und doch dem hungrigen Publikum nichts als eine Kapuzinersuppe auftischen, zwar brühreich, aber ohne nahrhafte Brocken ..." (Chr. 1787, S. 5-6.) [35] Voll Stolz schaut er auf die wirklich großen „deutschen Geistmänner" [36], die sich in Weimar versammelt haben und mit denen eine neue Morgenröte am literarischen Horizont aufgestiegen ist.

Auf Schubarts literargeschichtliche Stellung sind wir schon weiter oben eingegangen. Wir müssen aber an dieser Stelle noch auf das rege Interesse hinweisen, mit dem er das Entstehen von Nationaltheatern in Deutschland (Hamburg 1767/69; Wien seit 1776; Mannheim seit 1779; das königliche Theater zu Berlin führt seit 1786 den Namen Nationaltheater) verfolgt. Seine besondere Aufmerksamkeit wendet er der Gründung Karl Theodors von der Pfalz zu, den er 1773 persönlich kennen gelernt hat und der Schubarts Genie bewunderte. (Vgl. Leb. u. Ges. I 151.) „Seitdem in Mannheim eine Nationalbühne

ist, hat sich der Geschmack außerordentlich schnell verbessert. Nach Hamburg wird schwerlich eine Stadt sein, die so richtig fühlt und urteilt, die die großen Stücke eines Shakespeare, Goethe, Lessing, Leisewitz, Schiller mit dieser Teilnehmung vorstellen sieht, wie Mannheim." (Leb. u. Ges. I 150.) Wie schnell könne sich der Deutsche heben, wenn ihm die Umstände nur in etwas günstig seien (ebenda). — Schubart selbst wird, wie schon erwähnt worden, nach seiner Befreiung zum Theaterdirektor in Stuttgart ernannt. Vom besten Willen beseelt, von weittragenden Plänen und hochgestimmten Erwartungen erfüllt, schreibt Rudolf Krauß, habe sich Schubart damals in seine vielseitigen Geschäfte gestürzt. Ihm habe der Gedanke vorgeschwebt, die Stuttgarter Schaubühne nach dem Muster der von ihm bewunderten Mannheimer zu einem deutschen Nationaltheater umzugestalten. Er habe keineswegs verkannt, daß dies eine Herkulesarbeit sei. „Es haben sich greuliche Mißbräuche eingeschlichen, die das Aufstreben des hiesigen Theaters gewaltig hemmen. Ich will indessen Wasser genug in den Stall leiten, um ihn baldmöglichst zu misten." So habe sich Schubart am 31. Mai 1787 gegen Leutnant Ringler geäußert. Leider sei Schubart über den ersten Anlauf nicht hinausgekommen. Allzubald sei er in seinen Bemühungen erlahmt. Strauß habe ganz recht, wenn er sage: „Wir sehen ihn, ganz in seiner Art, dieses Amt mit Feuereifer antreten, um es in kurzem mit Überdruß hängen und zuletzt ganz liegen zu lassen." Wenn Gustav Hauff in seinem ebenso fleißigen als verworrenen Buch Schubart gegen diesen Vorwurf in Schutz nehme, so könne dies nur in völliger Unkenntnis der einschlägigen Tatsachen geschehen sein [37]).

Wie auf literarischem und theatralischem, so möchte Schubart auch auf musikalischem Gebiet eine „Revolution im Geschmacke" herbeiführen, der damals in bezug auf die Kunstmusik noch sehr unter dem Einfluß der Italiener steht. „Mir wäre nichts leichter als der Beweis, daß sich der neue welsche Geschmack um sehr wenig melodische Dinge herumdrehe und daß selbst ihre Verzierungen sich auf wenig Sätze einschränken lassen ... Welch einen Reichtum von schönen melodischen Sätzen haben nicht die Deutschen! Unerschöpflich sind Telemann, Graun, Gluck, Bach, Schweizer und Seifert an Melodie ..." (Chr. 1774, Oktoberbeilage, S. 35.) Schubart sagt, daß auch ihn (als Klavierspieler) eine Zeitlang „die Süßigkeit des Modegeschmacks" in ihren Bann geschlagen habe und „meiner Spielart ... manche Eigentümlichkeit verwischt hat". (Vgl. Leb. u. Ges. I 50 f.) „Ein Klavierspieler tut sehr übel, wenn er sich andre als deutsche Muster wählt; denn was sind die Aus-

länder, selbst die Marchands, Skarlatti und Jozzi gegen unsere Bach, Händel, Wagenseil, Schubart, Beeke, Ekardt, Vogler, Fleischer, Müthel, Kozeluch, Mozart!...“ (Leb. u. Ges. I 51.) Schubart erklärt, „daß musikalischer Geist zu den Hauptzügen des deutschen Charakters gehöre... Ganz Europa hat unsern Wert anerkannt [38]).“ Neben seinem kunstmusikalischen Interesse zeigt Schubart große Vorliebe für den Volksgesang. Wenn ein Liederkomponist, meint er, den Weg zum Herzen des Volkes finden will, dann gelten für ihn dieselben ungeschriebenen Gesetze, die auch der wahre Volksdichter zu beachten hat: beide müssen Kenner der Volksseele sein. „Hin, Tonkünstler und Dichter, nach Böhmen, Österreich, Bayern, Sachsen, Schwaben! — Hin an alle deutschen Ströme und belausche die Urlaute unseres Volks, wie sie mit Lied und Sang aus dem Herzen quellen, — ahme sie nach, veredle sie, und du wirst alle deutschen Nerven dröhnen, alle Herzen hüpfen, alle Augen glühen und alle Glieder beben machen!“ (Leb. u. Ges. I 189 f.) Schubart liebt „unsere herzerhebenden Nationallieder“ [39]) und tritt — leider ohne Erfolg — für die Errichtung von Singschulen ein, deren Fehlen in Deutschland schon dem Italiener Jomelli, den Schubart in Ludwigsburg kennen lernte, „unbegreiflich“ war. (Vgl. Leb. u. Ges. I 94.) „Es ist also“, meint Schubart, „hohe Zeit, daß wir wieder Singschulen errichten, wenn wir nicht ganz die Wohltat des Menschengesangs gar bald verschleudern wollen...“ (Chr. 1776, S. 355 f.) Unter den Volksgesängen hat ihn der kirchliche Gemeindegesang am stärksten beeindruckt. Luther, „der Starke, der Hochsinnige“, habe durch Einführung des deutschen Kirchengesangs viel Christuswahrheit verbreitet. (Chr. 1787, S. 393.) „Nur schadet es der brüderlichen Gemeinschaft der christlichen Kirche sehr, daß jeder Herausgeber sich erkühnt, die... Gesänge nach seinem Sinne umzuändern. Wie können so verschiedene deutsche Provinzialen sich gemeinschaftlich an einem Gesang erbauen, wenn sie durch verschiedene Lesarten in ihrer Andacht gestört werden. Das einigt die Menschen nicht, das trennt sie. Und wie geschmacklos sind nicht oft diese Abänderungen! Im Göttinger Gesangbuche, dem Leß und Miller an der Stirne flammen, sind die Markworte Luthers:

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort
Und steure deiner Feinde Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Stürzen wollen von seinem Thron...

in der dritten Zeile so ekelhaft durchwässert:

Die gleichsam Jesum, deinen Sohn etc. [40])“

Schubart ist schlecht zu sprechen auf diese „mattherzigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisierenden oder kühn neologisierenden" Herausgeber. (Chr. 1789, S. 800.) „Sonst sang ein Handwerksbürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten gibt, als wir Städte zählen, seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht . . ." (Chr. 1789, S. 801.) Ich habe schon angedeutet, daß Schubart sich zum Choralgesange, „der so mächtig die ganze Seele faßt und sie an ihre Unsterblichkeit mahnt", stark hingezogen fühlt. (Leb. u. Ges. I 230.) „Das wahre kirchliche Pathos, die Enharmonie der alten Griechen, das Psalmengejauchz der Chöre Assaphs, die unbeschreibliche Vielfachheit in Einem ist allein noch in unserem Choralgesange einigermaßen übrig." (Leb. u. Ges. I 230.) In der „Barfüßer-Kirche" zu Augsburg, wo er „mehrmalen mit Entzücken" auf der „meisterhaften Orgel" gespielt hat, habe er oft mit seinem Freunde Stein „über die Blumengeländer der Orgel" hinuntergelauscht und die Töne der Gemeinde aufgetrunken. (Leb. u. Ges. I 230 f.) „O, sprach ich oft in der Begeisterung zu ihm, wann schmilzt einmal ein deutscher Assaph alles Große, Schöne und Edle der heutigen Musik, alle Vollkommenheiten der blasenden Instrumente, den schneidenden Zinken und die Hallposaune ja nicht zu vergessen, die Kraft der Orgel und aller Saiteninstrumente mit diesen himmlischen Tönen der Gemeinde zusammen und bildet daraus das fürchterliche G a n z e, das ich immer in meiner Seele herumtrage und nirgends dargestellt finde!" (Leb. u. Ges. I 231.) „So mags im Himmel zugehen," sagte Stein, die Glut dieses Gedankens fühlend, „auf dieser Welt wirst du nur Teile dieses idealischen Ganzen finden." (Ebenda.) —

Schubart besaß ein „leicht quellendes Talent zur musikalischen Improvisation". Aber wie in der Dichtung kam er auch in der Musik zu keiner Totalität. Hier wie dort kein machtvolles abgeschlossenes Werk, das den ganzen Mann dokumentiert hätte [41]). Seinem Biographen Hauff rufen wir mit Ernst Holzer zu: Nicht der verderblichen Sirene Rolle hat die Musik in diesem Leben gespielt, du grämlicher Magister, nein, mitleidig hat die Muse der Tonkunst sich über dieses vielfach wüste und qualvoll verdüsterte Leben herabgebeugt und hat es mit sanftem Hauch veredelt! [42])

Mit Schubarts Hang zum Volklichen hin verbindet sich ein ausgeprägtes S o c i a l g e f ü h l. Es spricht sich in folgenden schönen Worten aus: „Je mehr ein Wesen mitteilt und aufopfert, desto ehrwürdiger und größer steht sein Bild vor meiner Seele. Je daurender und ausgebreiteter es zum Guten und zum all-

gemeinen Wohl wirkt, desto größer ist es mir [43]).“ In diesem Sinne hat Schubart selbst im Leben gehandelt. Seine Chronistentätigkeit ist ihm Dienst am Volke. Von seiner socialen Gesinnung wußten die Armen, die ihm begegneten und ihn um ein Almosen baten, ein Loblied zu singen. Freilich ist seine Hilfs- und Opferbereitschaft oft bis zum Übermaß ausgenutzt worden. „Es hängen sich so viel Menschen an mich, daß ich oft über meine Unkraft weinen möchte, weil ich nicht jedem helfen kann. Gott gibt dem Menschen Ansehen vor der Welt — nicht daß er sich dessen überhebe, sondern daß er's zum Glücke der Menschheit verwende.“ (Schubart, s. Str. II 250.) Der Chronikschreiber unterläßt es nicht, den Allmächtigen zu bitten, das schwere Los der Armen und Geplagten zu milden:

. . . . . .

Stärk den Müden, der des Lebens Plagen,
Seine Lasten duldet — friedsam, still;
Donner sollen den Tyrannen schlagen,
Der des Schweißes Brot ihm rauben will!

Gib dem Mangel Speise, Trank und Hülle!
Gib dem Armen — ach mir bricht das Herz,
Gib dem Armen von des Reichen Fülle!
Lindre du des müden Pilgers Schmerz!

. . . . . .

(Chr. 1776, S. 5.)

Aber er mahnt auch seine vom Schicksal besser gestellten „Mitbürger“, der Armen, besonders „bei der grimmigen Kälte“ im Winter, nicht zu vergessen. (Chr. 1776, S. 78.)

Reichere Bewohner dieser Erde,
Die ihr euch erwärmt am Feuerherde,
Seid barmherzig! Kälte drückt das Land.
Werft um nackte Hüften
Wärmendes Gewand!
(Chr. 1789, S. 869.)

„Schaut, hinterm Ofen könnt ihr nicht wissen, wie's so weh tut, in Lumpen unter freiem Himmel zu zittern.“ (Chr. 1776, S. 78.) Freilich gebe es auch Leute, die durch ihren Müssiggang zu nichts kommen. Diese „Gattung ist sehr zahlreich. Sie befinden sich in ihren Lumpen und bei ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von allen Pflichten der Gesellschaft sehr wohl ... Diese schädlichen Leute müssen in einem Staate keineswegs geduldet werden. Errichtet Arbeitshäuser, Fabriken, oder gebt dem wollüstigen Müssiggänger den Spaten in die Hand und laßt ihn

am Straßenbau arbeiten! Dem Kerl wird der Kitzel vergehen; er wird sich nach und nach an Arbeit und Ordnung gewöhnen und dem Volke nützlich werden". (Chr. 1776, S. 9 f.) „Arbeit ist der Menschen Pflicht." (Gd. S. 243.) Anders aber müsse man mit den „wirklich Dürftigen, Alten, Presthaften, Krüppeln" verfahren, die „zu allen Geschäften untüchtig" seien. (Vgl. Chr. 1776, S. 9 u. 10.) Ihnen müsse „tätige Unterstützung" zuteil werden, und wehe dem, der sie ihnen versage (ebenda). „Wann ich sieche Bettler auf der Straße keichen sehe, oder wenn mir gar Bettelfuhren begegnen, wo der elende Kranke unter freier Luft auf hartem Stroh sein Leben verseufzt; o! dann dreht sich alles in mir 'rum und ich verwünsche den hartherzigen Staat, der die Menschen trostlos verschmachten läßt." (Chr. 1776, S. 10.) „Die barmherzigen Brüder unter den Katholiken sind mir deswegen ein sehr ehrwürdiger Orden, und ich bin niemals in München, in Köln, in Mainz und andern Orten vor ihren Lazaretten vorbeigegangen, ohne ihre menschenfreundlichen Anstalten, ihre christliche Sorgfalt vor den schmachtenden Kranken mit meinen Tränen zu preisen." (Ebenda.) Die Findelhäuser, die Spitäler und Siechenhäuser seien Anstalten, welche die Menschheit ehren. (Ebenda.) Der socialempfindende Chronikschreiber kann nicht umhin, auch für den Bauernstand, dessen bedrückte Lage ihm sehr zu Herzen geht, eine Lanze zu brechen. „Wenn ... der Baur ärger als das Vieh behandelt wird, wenn er in armseligen Lumpen unter seinem Moosdache hervorkriecht und hinterm Pfluge keucht, wenn der barbarische Grundsatz: „Man muß den Bauren schinden, bis weder Haut noch Fleisch mehr an seinem Knochen ist", in einem Staate ausgeübt wird, dann haut sich der Staat die rechte Hand ab, womit er's Brot dem Munde bietet." (Chr. 1775, S. 274.) Es würde leicht sein, „diesen Text mit Beispielen aus der neusten deutschen Geschichte aufzuklären." (Ebenda.) Wir wissen, daß Schubart über die loyale Haltung Friedrichs des Großen dem Bauernstande gegenüber und über die Aufhebung der Leibeigenschaft im josephinischen Österreich hocherfreut war. Er hält die schmähliche Unterdrückung der abhängigen Bauern seitens gewissenloser adliger Grundbesitzer einfach für unvereinbar mit echtem deutschen Social- und Kulturempfinden. Schubarts Socialismus ist aber gesund genug, um nicht aus Unmut über gewisse Mißstände dem Princip der Gleichmacherei zu verfallen; vielmehr sieht er die sociale Gliederung als solche als eine Naturnotwendigkeit an und mißt beispielsweise dem Adel eine hohe volkspolitische Mission zu. „Mich freut's, wenn in einem Lande der Adel gilt, denn ich weiß, daß er Mauer gegen den Despotismus

eines Einzigen ist. Daher sind mir auch die Ausfälle einiger hungriger Dichterlein und Weltweisen auf den Adel unerträglich. Ein einzelner schlechter Edelmann, der sein Wappen befleckt und in schlaffer Untätigkeit durchs Leben taumelt, macht mir den ganzen Adelsstand so wenig verdächtig, als ein dummes oder lasterhaftes Pfäfflein den ehrwürdigen Priesterorden ... Wenn der Adel nicht Einer Partei allein anhängt, sich nicht durch Stern und Orden vom Volke reißen oder durch das Zujauchzen des Volks vom Thron abwendig machen läßt, sondern die Rechte des Volks und des Fürsten auf gleicher Waage wiegt: so ist er mir eine goldne Achse, um die sich die öffentliche Glückseligkeit dreht." (Ges. Schr. VI S. 267.) —

Der „echte Patriotismus" zeichnet nur diejenigen Menschen aus, denen die Ideen der Freiheit, der Religion und des Vaterlandes „tief in der Seele lodern." (Chr. 1787, S. 114.) Seine Feindschaft gegenüber dem „All- und Nichtsumspannen der herzlosen Kosmopoliten" (Chr. 1776, S. 832) bekundet Schubart in seinem Gedicht „Der Patriot und der Weltbürger." (Chr. 1774, S. 160.) Dem Schwaben wohnt zutiefst die Überzeugung inne, daß wir die empirischen Lebensmächte, die Völker als solche, achten müssen, daß wir aber der „eignen Mutter", die uns „tränkte", d. h. unserem deutschen Volke die größte Achtung und den größten Dank schuldig sind und für seine Lebensrechte in erster Linie eintreten müssen. Der Menschheitsbegriff als solcher ist blutleer und abstrakt. Nur dem Volksbegriff haftet wahre Realität an [44]). Der weltbürgerliche Rationalist kann die seelischen Tiefen eines Volkes nie erfassen. Sie erschließen sich nur dem fühlenden Patrioten und zwar um so reiner, je mehr der empirische Volkssinn des letzteren in einer geheimnisvollen Verbindung steht mit den Kräften des Irrationalen, Mystischen, Intuitiven, — Kräfte, denen die deutsche Innerlichkeit von jeher eine unvertilgbare Heimstätte gesichert hat und die einen Wesenszug deutscher Weltanschauung ausmachen. Diese, gerade im rationalistischen „tintenklecksenden Säkulum" stark von den Schlacken fremder Geistes- und Kulturmächte überdeckt, werde wieder, — das ist Schubarts feste Überzeugung — um so tiefer Fuß fassen, je gründlicher und entschlossener sich der Deutsche auf sein echtes, unverfälschtes, wahres Wesen zurückbesinnt:

Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslandspuppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt;
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über alles schätzt;

Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt;
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all dies tut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.
(Chr. 1789, S. 117.)

Zusammenfassung und Schlußbetrachtung

Es war uns darauf angekommen, das Wesenhafte im Denken und Fühlen der Persönlichkeit Schubarts herauszuarbeiten, um so den Weltanschauungskern dieses Mannes zu erfassen. Wir durften bei unserem Unternehmen keine einseitige rationalistische Methode einschlagen, die meist nur an der Oberfläche haften bleibt und zufällige Äußerungen für große Wichtigkeiten hält; wir mußten uns vielmehr nach Herderscher Methode in das Seelenleben der Persönlichkeit Schubarts einzuleben versuchen, um dann — ich möchte sagen — oft rein intuitiv das Echte der Schubartschen Empfindungen und Gedanken vom Unechten, durch zufällige äußere Lebensumstände Bedingten zu scheiden. Die Summe dieser echten, der Persönlichkeit Schubarts wesensgemäßen Merkmale ergab dann den vorliegenden Weltanschauungsgehalt, der durch und durch deutsches Gepräge trägt. Den tragenden Grundgedanken stellt die Idee der Freiheit dar, auf der sich das Denken Schubarts aufbaut. Die Idee der Freiheit, wie sie der Schwabe auffaßte, ist aber nur lebensfähig im nationalen Raume, und so mußten sich die drei Grundtendenzen naturnotwendig gegen die rationalistische kosmopolitische Aufklärung richten. Letztere hat für Schubart überhaupt nur dann eine Bedeutung, wenn sie sich nicht engherzig an einen doch nur kurze Zeit währenden Lebensoptimismus hingibt, sondern den Stempel des Ewigen an sich trägt. „Die Offenbarung hat uns zwischen Zeit und Ewigkeit eine Leuchte aufgesteckt, die ihr Licht auf dies und jenes Leben wirft; nur dies ist wahre Aufklärung." (Chr. 1789, S. 92.) Die Idee der Religion, nur abstrakt-rationalistisch aufgefaßt, entbehrt der entscheidenden Grundlage. Sie darf nicht im luftleeren Raume schweben, sondern muß eingehen ins Leben der Nation. Der nationale Gedanke ist der Lebensgedanke Schubarts. „Wenn dieser Schild über meinem Blatte hängt, so darf man mir's glauben, daß ich ihn immer mit der feurigsten Aufmerksamkeit und herzlichsten Zuneigung betrachte. Immer flammt dabei der so tief und langgenährte Wunsch in meinem Herzen auf, daß doch einmal Vaterlandsliebe unter dem großen deutschen Volke

allgemeiner werden möchte. So wie vom Herzen das Leben sich ergeußt, so entspringt alles Große, Gute, Edle und Schöne in Worten, Taten und Werken aus der Vaterlandsliebe . . .“ (Chr. 1787, S. 159 f.) Auf den Einwand seiner würdigsten Freunde, warum er sein Talent an ein flüchtiges Zeitblatt verschwende, gab er zur Antwort: er könne durch keinen andern Weg so stark und allgemein auf sein Volk wirken als durch die Chronik; Luther und die Reformatoren hätten es ebenso gemacht; ihr wolle er daher bis an sein Ende das Mark seiner Kraft widmen und sie durch immer größere Sorgfalt zu einem bleibenden Volksblatte deutscher Nation zu erheben suchen. (Vgl. Kar., S. 142 f.) Er hat für diese Chronik sein Bestes hergegeben. Und so konnte dieser „wackere Geisteskämpfer“ [1]), bevor er sein Leben beschloß, mit berechtigtem Stolze sagen, daß er sich einen Namen in seinem Vaterlande erworben habe. (Vgl. Str. II 256.)

„O, es ist köstlich, einen Namen haben vor seinem Volke, köstlich, mit dem unnennbaren Gefühl einhertreten: wenn du gleich stirbst, so stirbst du nicht! — Der Kuß eines holden Mädchens ist süß; harmonisch tönt der Becherklang beim hochschallenden Gelage; aber was ist Mädchenkuß, was Becherklang, was jede im Flittergolde vorüberfliegende sinnliche Freude gegen das Gefühl: du hast Geist! Hast ihn ausgebildet, hast damit ein Lebensbäumlein gepflanzt, wovon der späte Enkel noch goldene Früchte pflücken wird; denn des Bäumleins Früchte sind unvergänglich.“ (Schubart, s. Str. II 300.)

Für die Gesinnungen, die er in diesem Blatte ausgestreut hat und von denen der Sohn so schön sagt, daß sie „edel, vaterländisch, wahr“ gewesen seien [2]), dankt ihm die deutsche Nation. Das Symbol dieser Nation war ihm der große Preußenkönig. „Friedrich der Große! Vaterland! Deutsche Freiheit!“ [3]), dieser Dreiklang, den er einmal in einem Zuge mit Begeisterung niedergeschrieben hat, ist ihm ein Begriff. Der ewig lebendige Heldengeist Friedrichs des Einzigen wird Deutschland zu neuer Größe emporführen. „Wie ich vor Entzücken weine, wenn die Ahnung von Deutschlands fernern und immer wachsenden Herrlichkeit mich durchschauert . . .“ [4]) „O Vaterland, o Vaterland! Wie heilig bist du mir!“ (Gd. 97.) „Mein liebes deutsches Vaterland! O könnt' ich alle Segnungen des Himmels für dich herunterringen, herunterweinen!“ [5]) Deutschland ist ihm „das Vaterland der Helden, Staatsmänner, Weltweisen, Volkslehrer, Dichter, herzvollen Biedermänner“ [6]). All denen, die dem deutschen Namen zu Ruhm und Ansehen in der Welt verholfen haben, gilt seine besondere Liebe: es sind neben Friedrich dem Einzigen vor allem Luther, Klopstock, Bach, Hamann, Herder, Goethe, Schiller, Kant. In diesen „Geistmännern“ [7]) sieht er die Haupt-

repräsentanten des deutschen Geistes. Materialisten mögen auf diese Geister verächtlich herabsehen; der wahre Deutsche, als der sich auch der Schwabe Schubart uns darstellt, fühlt sich zu ihnen unwiderstehlich hingezogen. Und so ist der Idealismus, um in der Sprache unseres Führers zu reden, „nicht etwa eine überflüssige Gefühlsäußerung", sondern „in Wahrheit die Voraussetzung zu dem . . ., was wir mit menschlicher Kultur bezeichnen" [8]). Für Schubart wie für jeden wahren Deutschen ist dieser Idealismus identisch mit dem deutschen Geist, in dem sich die Gedankenwelt des Schwaben wahrhaft beheimatet gefühlt hat.

Der deutsche Geist ist stark in Taten und in Reden,
In Klumpen liebt er 's Gold und nicht in dünnen Fäden.
Er sieht das Große gern mit eig'nem Augenlicht
Durch Galliens Lorgnette nicht.

(Chr. 1788, S. 16.)

Der deutsche Idealismus bestimmt die Weltdeutung Schubarts bis in ihre letzten Konsequenzen und ist zugleich der adaequate metaphysische Ausdruck seiner Kämpferseele, die sich ihrer „höheren Bestimmung" [9]) bewußt ist:

„Zur Ewigkeit, ich fühl's, bin ich geboren;
Hier bin ich Wandrer, Bürger nicht!
Mein Erbe ist — du Gott! hast es geschworen,
Mein ewig Erbe ist im Licht..."

(Gd. S. 289.)

Dem Schwaben ist es eine unmittelbare innere Gewißheit, daß nicht die tote Stofflichkeit ein Letztes und ursprünglich alle Wirklichkeit Bestimmendes ist, wie das Ergebnis der westeuropäischen Gedankengänge lautet, sondern daß es der Geist ist, der allen Daseinsformen das Gepräge gibt und alle Gestaltungen bedingt. In Übereinstimmung mit der besten deutschen Tradition, mit Nikolaus von Kues, Paracelsus, Kepler, Leibniz, Kant und unsern großen Dichtern sieht er also die Natur nicht als ein Absolutes, als ein Ding an sich an, sondern nur als Erscheinung, als bewegte, nicht als primär bewegende Form: d. h. als Ausdruck und Offenbarung des göttlichen Geistes [10]). Dieser Gott-Geist ist ihm als die Einheit aller Mannigfaltigkeit die übergreifende Ordnung, innerhalb deren alles webt und lebt:

. . . . . .
Was atmet, atmet durch ihn.
Von ihm strömt Feuer
In alle Adern der Schöpfung aus.
Durch ihn schlagen die Pulse der Wesen
Hoch auf und preisen den Schaffer der Leben.
. . . . . .

(Gd. S. 236.)

Den Geist der Liebe auf dieser Erde verwirklichen, heißt gottähnlicher werden: „An Großgefühl wird jede Seele reicher, wenn ihr die Liebe nicht gebricht“ [11]). Zum Reiche des Ewigen geleitet uns die Kunst. Sie erschließt uns in dem Schönen, das sich an einer sinnlichen Gestaltung darstellt, deren übersinnliche Bedeutung. Der künstlerische Genius dringt oft bis zum innersten Kern des Wahrheitsgehaltes vor. Auch in bezug auf Schubarts Künstlerpersönlichkeit können wir sagen:

„Dein Auge sah nicht mit den Scholiasten
Nur Wörterkram und Periodenfluß.
Es sah das Schöne; sah das Wetterleuchten
Des Genius.“ [12])

Durch die Kunstbetrachtung verspürt der Mensch etwas vom göttlichen Hauche und es durchzittert ihn schon hier ein „höheres Seingefühl“, dessen wir uns einst nach dem „Streit und Kampf der Zeit“ in vollem Umfange erfreuen werden.

„Darum schaurst du Wonne, wenn das Schöne
Deine reingestimmte Seele rührt,
Und durch Dichtung, Säulen, Farben, Töne
Dich zum Urbild aller Schönheit führt.“

(Gd. S. 390.)

Sein ästhetisches Hochziel, „Kunst mit der Natur zu verbinden“, und so „der Schönheit Wert zu empfinden“ [13]), hat Schubart, abgesehen von einigen gut gelungenen volkstümlichen Gedichten, nicht erreicht; blieb er doch trotz des „Kerkerdampfes“ Stürmer und Dränger bis an sein Ende. Aber was er hier kurz angedeutet hat, das führen Kant und die klassischen Dichter ins Leben des Geistes; Schubarts Traum wird Wirklichkeit.

Ist es diesem schwäbischen Dichter versagt geblieben, in ästhetischer Hinsicht jenes Gleichmaß zu erreichen, das seinem künstlerischen Genius vorgeschwebt hat, so hat sich doch seine menschliche Persönlichkeit zu jener Höhe emporgeläutert, die ihn befähigt hat, seinem Volke Unvergängliches zu sagen. Seine nähere Umgebung fühlte förmlich die Glut seiner Gedanken und alles lauschte, wenn er mit der ihm eigenen Begeisterung über Gegenstände der verschiedensten Art seine Meinung äußerte. In alles, was er schreibt und sagt, läßt er einen Tropfen seines hinreißenden oratorischen, seines mächtigen improvisatorischen Talentes einfließen [14]). „Mir — seinem Sohne, leuchtete er mit väterlichem Ernste und stets wachsamer Zärtlichkeit auf meiner akademischen Laufbahn vor: Er entzündete in mir die erste

Liebe für das große klassische Altertum, für die unsterblichen Reformatoren, für die Schöpfer und Vollender der neuern europäischen Kultur, für Größe und Wahrheit, Güte und Schönheit ..." [15]) Die „Vorgänge des Auslandes betrachtete er stets in ihrem Zusammenhang mit dem Leben seiner Nation" [16]). Die Französische Revolution schlägt auch ihn in ihren Bann. „Er riet, die Neuerungen des Nachbarlandes zu studieren und dieselben, wenn sie sich als brauchbar erwiesen, auch für Deutschland nutzbar zu machen [17])." Aber als er sieht, wie unter der falsch verstandenen Freiheitsparole das Recht mit Füßen getreten und das heiligste Gut, die christliche Religion, der Göttin „Vernunft" geopfert wird, da läßt seine Begeisterung mehr und mehr nach, ohne daß er freilich auch nur im geringsten der Sache der Freiheit untreu würde. Aber solche Raserei müsse dem deutschen Volke erspart bleiben.

. . . . . .
Um unsres Kaisers Thron
Lagre sich ein Wetter,
Draus siebenfach geschärfte Blitze zucken
Auf jeden Entweiher des Rechts,
Jeden Zerstörer der Ordnung,
Der gesetzlose Raserei
Im Namen der Freiheit schleiert!
Jeden Höhner der Gottheit und der heiligen Pflicht!
. . . . . .

(Chr. 1791, S. 4.)

Wahre Freiheit ist nur innerhalb des Gesetzes möglich [18]). Das ist die Grunderkenntnis des reifen Mannes, der damit eigentlich den titanischen Freiheitstaumel der Sturm- und Drangjahre überwindet, ohne freilich zur letzten inneren Abgeklärtheit seiner Seele zu kommen. Dafür ist er seinem ganzen Charakter nach zu ekstatisch, zu leidenschaftlich, zu dynamisch und oft auch — zu widerspruchsvoll, und so lebt er mit Recht als Stürmer und Dränger in der Literaturgeschichte und im Andenken des deutschen Volkes fort. Über seine Gesamterscheinung lesen wir im Nachruf [19]) u. a. folgendes: „Er war ein außerordentlicher vielseitiger Mann, voll Herz und Geist. Wenn es entschiedene Wahrheit ist, daß schöpferische Imagination, lebendige Darstellungsgabe, Fülle des Herzens und inniges Gefühl für Schönheit, Wahrheit und Größe charakteristische Kennzeichen des Genies sind, so war Schubart gewiß ein Genie!... Freilich wird kein unbefangener Urteiler leugnen wollen, daß diesem trefflichen Geiste das Siegel einer vollendeten Bildung und eines ganz geläuterten Geschmacks mangelte — denn wie groß wäre nicht

Schubart mit diesen geworden! Allein der Diamant — mehr oder minder geschliffen, bleibt doch immer Diamant, und das Genie, mehr oder weniger gebildet, das herrlichste Werk Gottes unter der Sonne!..." —

Ein Anwalt der Freiheit, seines Lebensgedankens, ein Feind des undeutschen westlerischen Modegeistes, ein Revolutionär, der einem gewalttätigen politischen Despotismus mächtig ins Gewissen geredet hat, ein Vaterlandsfreund und eifriger Verteidiger des Christentums, in mancherlei Beziehung freilich auch ein Kind seiner Zeit, die aber durch vage Weltbürger-Ideen den lauteren substantiellen Grundcharakter seines Wesens nicht zu verdunkeln vermochte — so steht Schubart vor der Nachwelt. Wenn ihn auch, mit Brachvogel zu reden, „die hehren Geister, die ihm folgten", weit überragten, so war er dennoch „der Lichtbringer, der Prometheus, dem Schiller und Goethe, ja das ganze aufatmende deutsche Volk selbst die Titanenfackel aus der erlahmenden Hand genommen, während die Geier ihm auf dem Hohenasperg an der Leber nagten... Christian Schubart ist von der stolzesten Epoche Deutschlands so wenig zu trennen wie die geringere Ursache von der mächtigeren Wirkung." Sein weltanschauliches Vermächtnis wird weiterleben und triebkräftig sein, solange es ein deutsches Volk und einen deutschen Geist gibt.

VI. Anmerkungen

Zu Teil I:

[1]) Vgl. Holder, a. a. O., S. 141; Gaiser, a. a. O., S. 21.

[2]) Vgl. Hauff, a. a. O., S. 6.

[3]) Nägele, a. a. O., S. 11.

[4]) „Hier bekam ich die ersten Eindrücke, die hernach durch alle folgenden Veränderungen meines Lebens nicht ausgetilgt werden konnten." (Leb. u. Ges. I 16.)

[5]) Vgl. Leb. u. Ges. I 122 f.; ebenda heißt es: „Mir ist es noch jetzt ein unbegreifliches Rätsel, wie man wegen dieser Litanei so gegen mich rumoren konnte. Man sprach vom Zungenausschneiden, Verbrennen, und doch war es nur — ein leichtes Witzspiel, ganz nicht so böse gemeint, wie man es dolmetschte."

[6]) Vgl. Nägele, a. a. O., S. 208.

[7]) „Wie ich lebe?... Lustig und wohlauf. Ich lese alles, was schön und gut ist, korrespondiere mit den Edelsten meines Vaterlandes, ess' und trink, was gut ist... Kerl, 's ist 'ne Lust, kein Amt zu haben. Ich tu', was ich will, und der Teufel hat mir nichts zu befehlen. Schau, das ist wahres Herrenleben!" (Schubart, s. Str. I 222 f.) Man vgl. hierzu auch eine Bemerkung J. M. Millers vom 24. Sept. 1775 über Schubarts Psyche in dieser Zeit. Die Grenzboten II 1870, S. 432.

8) Es hieß darin u. a.: „Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann fährt bekanntermaßen in seinem Geleise fort und hat es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden, welches Se. Herzogliche Durchlt. schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen." Vgl. Str. I 250 f.

9) Zur Gefangenschaftstragödie vgl. Gd., S. 60, 61 ff., 65 f., 67 f., 73; Str. I 263; II 67; Leb. u. Ges. I 212, 213, 215; II 180; ferner Biedermann, a. a. O., Bd. I, 2. Aufl., S. 148 f.

10) Vgl. Str. II 184—185; außerdem vgl. man Str. I 257, 258, 298, 299 f., 301; II 20, 26, 27, 50, 83, 86, 176, 177, 179, 183, 187, 194, 197, 212, 230; Kar. S. 146.

11) Über Schubarts Gesamteinkommen vgl. Kar. S. 133; Str. II 298.

12) Vgl. Str. II 30, 55, 99, 101, 116, 120, 130—131, 133, 138, 141, 153, 164, 165, 191, 192 f., 207—208, 209, 229, 233, 260, 295; Leb. u. Ges. II 223.

13) Sein Sohn Ludwig schreibt: „Die Ärzte zeugten einstimmig, daß ihnen in ihrer ganzen Praxis noch keine solche Felsennatur vorgekommen sei. Sie war bestimmt, ein Jahrhundert zu dauern. Der Herzog von Württemberg hat mithin diesen Tod vor Gott zu verantworten, denn die zehn Jahre auf dem Asperg sind meinem Vater zu dreißig geworden; und sie waren die Blüte, der Purpurkern seines Lebens!" Vgl. Str. Anhang, S. 7.

Zu Teil II:

1) Vgl. den „Vorbericht" der „Deutschen Chronik" vom Jahre 1774; ferner Chr. 1774, S. 8, 12, 14 f., 43, 50, 55 f., 73, 83, 205, 217, 225 f., 228, 234, 235, 242, 286 f., 292, 362, 418 f., 441 f., 465 f., 494, 505, 512, 516 f., 528, 593, 611 f., 626; Chr. 1775, S. 33 ff., 41, 65, 72, 79, 83 f., 93, 117, 126, 145, 151, 169, 186 f., 188, 189, 211, 215, 245 f., 249 f., 252, 277, 282, 289 f., 298, 306, 340, 364, 386 f., 393 f., 433, 437, 442, 457, 493, 497, 498, 507 f., 537, 540, 561 ff., 585, 609, 625, 633, 641, 643, 646, 695, 776, 812, 819, 825 ff.; Chr. 1776, S. 1, 3, 5, 6, 8, 44, 146, 153, 154, 157, 193, 219, 249—250, 321 ff., 329 f., 339, 345, 379, 450 f., 483 f., 518, 533, 569, 604, 634, 641, 642, 643, 649, 660, 662, 703 f., 829, 830, 831; Chr. 1787, S. 2, 3, 4, 8, 9 ff., 50, 114, 163—164, 167 ff., 277 f., 301 ff., 407 ff., 414; Chr. 1788, S. 421, 456, 464, 485, 508 f., 515, 529 f., 590, 603, 621, 625, 659, 664, 675 f., 683, 689, 716, 741, 758, 761, 766, 770, 796, 797 f., 804, 809, 854, 855, 857; Chr. 1789, S. 2, 3, 10, 66, 85, 87, 157, 172, 180, 193, 194, 202, 241, 250, 286, 310, 311, 365, 370, 381, 391 f., 443, 446, 450, 451, 471—472, 473, 474, 508, 514, 523, 528, 533, 534, 543, 548, 549, 557, 560, 641, 727 f., 814, 833, 882 f.; Chr. 1790, S. 3, 5, 24, 39, 57 f., 60, 70, 71, 85 f., 153, 156, 169, 171, 195, 263, 300, 301—303, 358, 367, 391 f., 401 f., 422, 430, 431, 448, 467, 473, 484, 489, 491 f., 495 f., 503 f., 507, 522, 533, 579, 596, 603, 611, 613, 615 f., 617, 618, 624, 640, 658 f., 706, 715 f., 746, 775, 802, 805, 829, 836, 841, 842, 853, 869 f., 891, 892; Chr. 1791, S. 2—5, 15, 16, 18 f., 54, 85, 90, 101, 110, 111, 116, 126, 155, 157, 172 f., 185, 190, 197, 233 f., 255, 261, 272, 273 f., 287, 293, 306, 307, 313, 317, 329, 333, 365, 367, 410, 423, 461, 487 f., 489, 508, 515 f., 583, 593, 603, 607 f., 610, 612, 673. Ges. Schr. IV, 70 ff., 75 f., 154 f., 276, 286 f., 300—303; VI, 150 f., 155, 159 f, 186, 194, 210, 213, 219, 225 f., 231, 256, 258 f., 281, 283 f., 294, 298, 304, 311 f; VII, 188, 192; VIII 10, 33, 129, 179 f., 239., 247., 259., 299. Gd. S. 61, 72, 73—74, 140,

141, 193, 194, 195, 198—199, 205 ff., 210, 215 ff., 218 f., 225 f., 228, 229, Leb. u. Ges. I 9, 17, 211, 222 f., 235 ff., 263 f., 282; II 8, 23, 35, 38, 49, 120. Kar. S. 143 f., 146, 154, 183, 203—207. Str. I 124, 132, 222; II 12, 14, 19, 32, 33, 43, 60, 61, 64, 65, 92, 102, 105, 109, 118, 130, 145, 153, 212, 228, 271, 275, 291—292, 295—296. Man vgl. auch die Apotheose der Freiheitsidee in dem von Schubart an Herrn Prof. Nast gerichteten Briefe vom 10. Dez. 1776. Mitgeteilt von Erich Schmidt, Euphorion II, 1895, S. 120.

[2]) RL I 41.

[3]) „Ich rühmte die einzige und beste Methode der neuern Weltweisen, die Seele in ihren Wirkungen zu überraschen und von da auf ihr Wesen zurückzuschließen, anstatt daß man vorher in unsern Psychologien die Facultäten der Seele wie Inseln hinzeichnete, ohne den Ocean zu kennen, worauf diese Inseln schwimmen." (Schubart, s. Chr. 1774, Nov./Dez.-Beilage, S. 50.)

[4]) Messer, a. a. O., S. 71.

[5]) Wundt, a. a. O., Nr. 105, S. 23—24.

[6]) RL II 462.

[7]) RL III 322 f.

[8]) Leb. u. Ges. I 21. — Über die Wirkung von Klopstocks „Messias" auf Schubarts Zeitgenossen vgl. Hettner, a. a. O., II. Teil, S. 75 ff.

[9]) „Nicolai soll ewig kein Kompliment von mir wegkriegen, er mag mir sagen oder sagen lassen, was er will. Ich weiß,... wie ich über ihn denken soll..." (Schubart, s. die Grenzboten, Zeitschr. f. Politik u. Literatur. II 1870, S. 460 f. — Vgl. auch Euphorion II 1895, S. 576.)

[10]) Ges. Schr. VI 137. — Vgl. auch P. Pressel, a. a. O., S. 963.

[11]) Vgl. Chr. 1775, S. 281 ff.

[12]) Schubart bewundert „Goethes leichte, unbefangene Kunstmanier" (Chr. 1790, S. 525) sowie „die Vielseitigkeit dieses Kopfes" (Chr. 1790, S. 526), der „großen Dank und Beifall der Nation" verdiene. (Chr. 1791, S. 585).

[13]) Über das künstlerische Erleben im allgemeinen und „die lyrische Wirkungsform" im besonderen vgl. die einschlägigen Kapitel bei E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk. Leipzig/Berlin 1921.

[14]) Chr. 1791, S. 606.

[15]) Schubart, s. Str. II 252.

[16]) „... Ich lese Ihre Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes; Sie lassen den gestorbenen Gerechten aus glücklichern Welten mit mir reden; Sie sagen mir Ihre Empfindungen auf Golgatha: — und ich zittere; ein nahes Gefühl des ewigen Lebens durchströmt mein Innerstes: — ich sehe die todvolle Wange des Mittlers und höre die ganze Natur gleich einem Sterbenden röcheln. — In dem Augenblicke erweitert sich meine Seele; ich denke nicht mehr an den Dichter — dieser Gedanke ist kältern Stunden aufbehalten —, ich denke nur an das große Glück, ein Christ zu sein. Sehen Sie, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin, und nehmen Sie den Dank für alle die Rührungen an, die aus einer öftern Lesung Ihrer vortrefflichen Schriften in meiner Seele entstanden sind..." (Schubart, s. Str. I 37 ff.)

[17]) Vgl. Gaiser, a. a. O., S. 114.

[18]) Nestriepke, a. a. O., S. 239.

[19]) Vgl. Wundt, a. a. O., Nr. 105, S. 72.

[20]) Eb.

[21]) Leb. u. Ges. II 33; — vgl. auch Chr. 1775, 281 ff., 827 f.; Chr. 1776, 484, 831, 832; Chr. 1787, 50—51. Ges. Schr. VI 202 ff., 227, 281, 304—305; VIII 28—29; Str. II 247; Leb. u. Ges. I 239, 286 f.; Kar. S. 210 f; u. a. m.

22) Chr. 1791, S. 214.

23) Schubart erblickt in Oetinger einen „der Mystik, Magie und allem Außerordentlichen" ergebenen „Geistessonderling" und „Schauer göttlicher Geheimnisse im Reiche der Natur und der Gnade." Vgl. Gd. S 131 f.; Leb. u. Ges. I 122.

24) Köster, a. a. O., Nr. 41, S. 258.

25) Vgl. hierüber auch Carriere, Sturm und Drang in Deutschland, S. 248, 249 f.

26) Vgl. Wundt, a. a. O., Nr. 105, S. 81.

27) Vgl. Leb. u. Ges. I 24.

28) Vgl. Wundt, a. a. O., Nr. 105, S. 82.

29) „Heydenreich, bei dem Denken und Empfinden, Abziehen und Darstellen in schönem Ebenmaße steht, hat in dem Ersten Teil seiner Ästhetik gezeigt, daß er uns eine bessere liefern könne, als seine Vorgänger." (Chr. 1791, S. 383.)

30) Wohlwill, a. a. O., Nr. 99, S. 378—380.

31) Chr. 1787, S. 1; vgl. auch Ges. Schr. VIII 9 ff.: „An mein Vaterland."

32) „Wir wollen denken und handeln als Männer — gerad und furchtlos. Weit erhaben ist meine Seele über Fürsten- und Pfaffenfurcht..." (Schubart, s. Str. II 167.) — — Im Freudengenusse des Lebens sollten wir nie vergessen, daß wir eine höhere Bestimmung haben. (Schubart, s. Str. II 263.) — — „Ein Mensch, der weder nützt noch schadet, ist weniger als ein Perückenstock, an dem man doch Perücken aufhängen kann." (Schubart, s. Str. II 165.) — — „Nur innere Sammlung macht den Menschen stark..." (Schubart, s. Str. II 263.) — — Die Persönlichkeit des schwäbischen Publizisten strebt zweifellos nach dem Höchsten. Sie will, noch selber im Läuterungsprozeß stehend, auf das Volk erzieherisch einwirken: „Lassen wir denn die Welt ihren leidlichen Gang fortgehn und unsere Sachen so einrichten, daß wir wenig Wünsche übrig behalten. Sind doch die Mittel zur Glückseligkeit in unsrer eignen Hand. Leb mäßig, so bist du gesund; sei rechtschaffen, so hast du Seelenfrieden! Was kann man weiter wünschen, wenn's einem an Leib und Seele wohl ist?" (Chr. 1775, S. 3.) Wenn sich jeder auf sein besseres Selbst besinnt, dann wird „das stolze Ausland mit Staunen auf uns herblicken und gen Himmel rufen: Welch ein Volk sind die Deutschen!" (Chr. 1775, S. 4.)

Zu Teil III:

1) Vgl. Carriere, Sturm und Drang in Deutschland, S. 258 f.

2) Eb. S. 289.

3) Eb. S. 259.

4) Chr. 1787, S. 51; vgl. auch Ges. Schr. VIII, 27—29: „Aufklärung."

5) Was tut „der wahre Christ in dieser Wirre? Er verschließt sich in sich selber, klagt in seiner Zelle mit Patriotenglut für Christi Reich dem Erlöser die Not seiner Gemeinde, und um ihn säuselt, wie von unsichtbaren Lippen gehaucht, der himmlische Trost: der Hölle Pforten sollen meine Gemeine nicht überwältigen!" (Ges. Schr. VI 79.)

6) Als solche gelten ihm u. a. sein Vater, dieser „eifrige Jesusjünger", der Stadtpfarrer Koch, der Superintendent Maier, der Waisenhauspfarrer Bekh, der Prälat Oetinger, der Pfarrer Hahn, ein „Mann, der im sanften Lichte der ersten christlichen Einfalt daherleuchtet". Vgl. Leb. u. Ges. I 19, 27, 119, 120, 121; II 88.

7) Vgl. Chr. 1788, S. 499 ff.

8) Vgl. „Toleranz“: Chr. 1791, S. 320.
9) Vgl. Ges. Schr. II 26—28 Anm.
10) Vgl. Leb. u. Ges. III, 113.
11) Eb.
12) Vgl. auch Gd., S. 55, 62, 65, 71, 132, 164, 213, 244, 289, 310; ferner Gd. 308 ff.: „Die Unsterblichkeit der Seele.“
13) Gebauer, a. a. O., S. 149.
14) Mit den christlichen Vorstellungen verbindet Schubart zuweilen heidnisch-germanische. Er liebt seine große deutsche Heimat und auch den Mythos unserer Vorfahren. Aber es ist, wie seine geistlichen Gedichte beweisen, weit davon entfernt, einen Wodanskult zu treiben. Auch fühlt sich der Schwabe zur klassischen Mythologie hingezogen, hat aber von ihr, „namentlich im Vergleich mit Schiller, keinen übertriebenen Gebrauch“ gemacht. Vgl. Hauff, a. a. O., S. 307.
15) Vgl. dessen Vorrede zu Teil II von „Schubarts Leben und Gesinnungen“: Ges. Schr. I 211 ff., insbes. S. 214.
16) Vgl. Kar. 184.
17) Vgl. Mitteilungen . . ., a. a. O., S. 51. — Ich verweise hier auch auf Wilh. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. II (Basel 1893), S. 474, wo es u. a. heißt: „Die fromme Stimmung, die sein strenger Hüter auf Asperg, General Rieger, in ihm genährt und die er dort in zahlreichen geistlichen Liedern ausgesprochen hat, stand dem gemütvollen Dichter schon früher nahe, wechselte aber damals mit Ausbrüchen seiner starken Sinnlichkeit und mit derben Satiren ab. . .“

Zu Teil IV:

1) „Hoher Freiheitssinn regt sich noch immer in uns und wird sich in uns regen, bis alle Glocken zum großen Weltgerichte zusammenläuten. Wir haben noch Vaterlandsfreunde unter uns, Männer vom alten deutschen Eichenschlage, auf die Hermann und Luther mit Entzücken herabblickt.“ (Chr. 1788, S. 515.)
2) Chr. 1789, S. 285—286: „Denkmale der Deutschen.“
3) Vgl. auch Ges. Schr. VIII 214—215, 263 f., 287.
4) Vgl. Ges. Schr. VII 198—199; dazu Str. II 271.
5) Hauff bemerkt in seiner Schubart-Biographie S. 335 f. zu dieser Chronikstelle richtig: „Wenn hier Schubart im Tone eines Sehers von einem neuen deutschen Kaiserthron redet zu einer Zeit, wo Österreichs Kaiser noch an der Spitze Deutschlands stand, so hat er natürlich dem preußischen Staat die Führerschaft des deutschen Volkes zuerkannt.“
6) Vgl. Chr. 1787, S. 301 ff.: „Vom Großen unsrer Zeit.“
7) Vgl. Chr. 1775, S. 553, 595; Gd. S. 167, 169, 170, 177.
8) Vgl. auch Chr. 1774, S. 348; 1775, S. 321, 363, 553 f., 595; 1788, S. 655, 736; 1789, S. 324, 352, 739 f.; 1790, S. 201, 303 f., 420, 425, 458, 551 f.; 1791, S. 76, 473, 607 u. a. m.
9) Chr. 1787, S. 4.
10) Vgl. Chr. 1787, S. 27—29, 157—158, 213—217; 1789, S. 533—537; Ges. Schr. VII 193—197; VIII 23—25, 39—41, 52—57, 92—93.
11) Vgl. Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 36.
12) Vgl. K. Francke, a. a. O., Nr. 18, S. 27.
13) Vgl. auch Leb. u. Ges. I 33—34, 46, 125 f., 297; Str. I 77; II 171—172, 184, 196, 242, 248; Gd. S. 165—184; Kar., S. 145—146.
14) Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 14. Aufl., Berlin 1921, S. 503.
15) Vgl. Fr. Meinecke, Die Idee der Staatsräson, S. 2.

16) Vgl. Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre: das Staatsrecht. 1797. Akad. Ausg. Bd. VI.

17) Am 14. März 1775 schreibt Schubart von Ulm aus u. a. an Prof. Haug: „Der Herzog ist hier durchpassiert. . . . Er hat einen hiesigen Patriziersohn in die Sklavenplantage auf der Solitude aufgenommen. Seine Donna Schmergalina saß neben ihm, wie Marianne an Achmeds Seite. Aller Fürstenglanz ist in meinen Augen nicht mehr als — das Glimmen einer Lichtputze — es glimmt und stinkt" (s. Str. I 214).

18) Man kann hier schlecht etwas dagegen tun, weil der Herzog im Siebenjährigen Kriege auf Österreichs Seite gestanden hat.

19) Vgl. „Teut's Halle. Eine Vision." Ges. Schr. VI 306—312, insbes. 311.

20) Irene Schweiker, Christian Friedrich Daniel Schubart, s. Katalog . . ., S. 35.

21) Georg Weber, Allgemeine Weltgeschichte, 2. Aufl., XIII. Bd., S. 610.

22) Gd. S. 205 ff.; vgl. ferner „Aderlässe", „Fürsten", „Oligarchengift", „Deutsche Freiheit": Gd. S. 208, 209, 215—218.

23) P. Merker, Neuere deutsche Literaturgeschichte, S. 72.

24) Ludwig Schubart bemerkt zu diesem Gedicht: „Es machte gleich nach seiner Erscheinung so viel Aufsehen, daß dem Herzoge etwas davon zu Ohren kam und Seine Durchlaucht einen ihrer Günstlinge in den unangenehmen Fall setzten, Ihnen das Gedicht laut vorlesen zu müssen. — Dieser Umstand hat, wie ich gewiß weiß, vieles zur Verlängerung seines Arrestes beigetragen." (Kar., S. 153.)

25) Vgl. Chr. 1787, S. 407—414, ferner 341—348; Ges. Schr. VII 168; VIII 76—83, 132 f., 136—142.

26) Vgl. Chr. 1787, S. 412; 1791, S. 5, u. a. m.; man vgl. auch den sanfteren Ton des tiefempfundenen „Kapliedes": Gd. S. 109 ff. — Freilich ist der 1787 vor sich gegangene Verkauf von etwa 2000 Landeskindern an die Holländisch-Ostindische Kompagnie, selbst wenn die Werbung ohne Zwang vor sich gegangen wäre, schon mit Rücksicht auf die Profitgier noch schamlos genug, und vielleicht hat Schubart gerade durch den wehmütig-resignierenden Ton des erwähnten Liedes dem Herzog noch einmal mächtig ins Gewissen geredet und ihn diesen menschenentwürdigenden Willkürakt als eine furchtbare Schande empfinden lassen.

27) Vgl. Ges. Schr. VI 303; VII 187; VIII 46—47, 103; Leb. u. Ges. I 224 ff., 282, 89, 107; Kar. 205.

28) Schubart sollte recht behalten, wenn er auch die Umstände, die wirklich dazu führten, naturgemäß damals nicht voraussehen konnte: wir denken hier an den Frieden von Luneville und den Reichsdeputationshauptschluß.

29) Vgl. „Geist der jetzigen Monarchien und Republiken": Chr. 1787, S. 167—171; Ges. Schr. VIII 47—51.

30) Vgl. Ges. Schr. VIII 142.

31) Vgl. Leb. u. Ges. I 285.

32) Vgl. Mitteilungen aus Schubarts Lehrerzeit, a. a. O., S. 88.

33) Eb. S. 89.

34) Ein Hauptfehler des Philanthropinismus lag ja bekanntlich darin, daß er „das rationalistische Element, das vernünftige Denken in höchst einseitiger Weise bei der Erziehung berücksichtigte, während er die Gemüts- und Willensbildung, die doch das eigentlich Persönliche und Individuelle im Menschen konstituieren, vollkommen vernachlässigte." (R. Schumann, a. a. O., S. 125.)

35) Auch der Geheime Kabinettsrat E. Brandes führt in seinen „Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts“ (Hannover 1808) in ähnlicher Weise Klage und vermißt häufig die „wahre Kunst des Bücherschreibens.“ (Vgl. E. Brandes, a. a. O., S. 249.)

36) Chr. 1790, S. 564.

37) Vgl. Rudolf Krauß, a. a. O., Nr. 43, S. 259 f.

38) Vgl. Schubart, Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst, S. 238 f.

39) Leb. u. Ges. I 50. — Die eindringliche Mahnung Herders, daß man auch bei uns die Volks-, Provinzial- und Bauernlieder sammle — auf Straßen und Gassen, im ungelehrten Gesange des Landvolkes, überall, in allen deutschen Landen, in Franken, Tirol, Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz, und daß man sich dessen nicht schäme, war Schubart so recht aus dem Herzen gesprochen. Vgl. K. Biedermann, a. a. O., III. Bd. 1867, S. 434.

40) Vgl. Chr. 1787, S. 394.

41) Vgl. E. Holzer, Schubartstudien, S. 27.

42) Vgl. E. Holzer, Schubart als Musiker, S. 66.

43) Vgl. „Etwas über Größe und Unsterblichkeit. Für die Wenigen, die's fühlen.“ Chr. 1776, S. 181 ff, insbes. S. 182.

44) Wenn Paul Pfizer einmal erklärt hat: „Nationalität ist die erste Bedingung der Humanität“, dann hat er ganz im Sinne seines Landsmanns Schubart gesprochen. Vgl. Kuno Francke, Weltbürgertum in der deutschen Literatur von Herder bis Nietzsche, S. 59.

Zu Teil V:

1) Klob, a. a. O., S. 5.

2) Vgl. Kar., S. 143.

3) Vgl. Str. II, 242.

4) Ges. Schr. IV 8.

5) Ges. Schr. VIII 110.

6) Vgl. Chr. 1789, S. 819.

7) Vgl. Chr. 1790, S. 564.

8) Vgl. Adolf Hitler, a. a. O., S. 327.

9) Schubart, s. Str. II 263.

10) Vgl. in ds. Sinne die Deutung des Geist-Natur-Problems in „Theons Nachtgesang“, Gd. S. 234—238.

11) Ges. Schr. IV 24.

12) Von Schubart auf Frischlin bezogen; vgl. Ges. Schr. IV 346.

13) Vgl. Ges. Schr. IV 27.

14) Vgl. A. Sauer, a. a. O., S. 291.

15) Kar., S. 219.

16) Vgl. A. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, S. 23.

17) Eb.

18) Vgl. hierzu auch Chr. 1788, S. 218; 1790, S. 3; Gd. S. 210; Ges. Schr. VII 192, 198; VIII 175, 299.

19) Vgl. das Chronikblatt vom 14. Oktober 1791: s. Chr. 1791 S. 671 ff.

VII. Literatur

1. Axelrod, Ida: Johann Georg Hamanns Weltanschauung in ihrer mystischen Entwicklung. Euphorion XI 1904, S. 433—457.
2. Baumgarten, Otto: Herders Stellung zum Rationalismus. Deutsch-Evangelische Blätter 14 (1889), S. 649 ff.
3. Biedermann, Karl: Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 4 Bde. und 1 Registerband, Leipzig 1867—1880.
4. Brachvogel, A. E.: Sturm und Drang. Christian Schubart und seine Zeitgenossen. Kulturgeschichtlicher Roman aus den Anfängen der deutschen Klassik. 1863.
5. Brandes, E.: Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts. Hannover 1808 bey den Gebrüdern Hahn.
6. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. (Die Grenzboten. Zeitschr. f. Politik u. Literatur. 29. Jahrg. 2. Bd., Leipzig 1870, S. 421—433, 454—464, 498—507.)
7. Brüstle, Wilhelm: Klopstock und Schubart. Beziehungen in Leben und Dichten. Diss. Augsburg 1917.
8. Carriere, M.: Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit. 2 Bde., 2. Aufl., Leipzig 1887.
9. Ders.: Die sittliche Weltordnung. 2. Aufl., Leipzig 1891.
10. Ders.: Sturm und Drang in Deutschand. (Enthalten in Carrieres Werk: Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung. V. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1874, S. 245—292.)
11. Chr. (= Chronik) = Deutsche Chronik auf das Jahr 1774. Herausgegeben von M. Chr. Fr. Dan. Schubart. Augsburg und Ulm. Fortgesetzt 1775. Ab 1776 Teutsche Chronik. Von Schubart redigiert bis zu seiner Gefangennahme Januar 1777, dann noch kurze Zeit von anderen fortgeführt. — Ab Juli 1787: Vaterlandschronik. Ab 1790 kurzweg: Chronik. Seit der Unterbrechung Erscheinungsort Stuttgart. Nach Schubarts Tod noch einige Zeit von seinem Sohne Ludwig fortgesetzt.
12. Dietrich, Otto: Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus. Ein Ruf zu den Waffen deutschen Geistes. Breslau (Ferd. Hirt) 1935.
13. Edenhofer, Alfred: Schubart und die Musik. (Vgl. die von der Kocher-Zeitung in Aalen im Juli 1936 herausgebrachte Heimat- und Schubart-Nummer.)
14. Ermatinger, Emil: Das dichterische Kunstwerk. Leipzig-Berlin 1921.
15. Ernst, Julius: Der Geniebegriff der Stürmer und Dränger und der Frühromantiker. Diss. Zürich 1916.
16. Feldmann, Wilhelm: Christian Schubarts Sprache. Zeitschr. f. deutsche Wortforschung. II 1909.
17. Francke, Kuno: Die Kulturwerte der deutschen Literatur von der Reformation bis zur Aufklärung. Berlin 1923.
18. Ders.: Weltbürgertum in der deutschen Literatur von Herder bis Nietzsche. Berlin 1928.
19. Gaiser, Konrad: Christian Friedrich Daniel Schubart. Schicksal / Zeitbild. Ausgewählte Schriften. Stuttgart 1929.
20. Garbe-Fuhrmann, Ulrike: Beiträge zur Ethik der Sturm- und Drangdichtung. Diss. Leipzig 1916.

21. Gd. (= Gedichte) = Chr. Fr. D. Schubarts Gedichte. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Gustav Hauff. Leipzig 1884.
22. Gebauer, Curt: Geistige Strömungen und Sittlichkeit im XVIII. Jahrhundert. Berlin 1931.
23. Geiger, Karl: Zu Schubarts Schriften. Literarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg. 1888, Nr. 8 und 9.
24. Ges. Schr. (= Gesammelte Schriften) = C. F. D. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale. VIII, 1839/40, bei J. Scheible in Stuttgart.
25. Gleichen-Rußwurm, A. v.: Das galante Europa. Geselligkeit der großen Welt. 1911.
26. Hauff, Gustav: Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken. Stuttgart 1885.
27. Haym, Rudolph: Herder nach seinem Leben und seinen Werken. 2 Bde. Berlin 1880.
28. Hettner, Hermann: Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Neu herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig 1928.
29. Heuß, Theodor: Christian F. D. Schubart, s. Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 11. Juli 1937.
30. Hitler, Adolf: Mein Kampf. XIV. Aufl. München 1932.
31. Holder, August: Christian Schubarts Bedeutung für die Geschichte der schwäbischen Dialektliteratur. Alemannia XIX (1892), S. 141—144.
32. Holzer, Ernst: Schubart als Musiker. Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, herausgegeben von d. württembergischen Kommission für Landesgeschichte. Stuttgart 1905, Bd. II.
33. Ders.: Schubartstudien. Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Ulm 1902, Heft 10.
34. Kant, Immanuel: Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre: das Staatsrecht. (= Teil I von „Die Metaphysik der Sitten") 1797. Akad.-Ausg. Bd. VI.
35. Ders.: Zum ewigen Frieden. 1795. Akad.-Ausg. Bd. VIII.
36. Kar. = Schubarts Karakter, von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen 1798. (Von mir zitiert nach der Scheibleschen Ausgabe.)
37. Katalog des Heimat- und Schubartmuseums Aalen. Herausgegeben von der Stadt Aalen, bearbeitet von Dr. Albert Walzer, Stuttgart. Aalen 1936.
38. Kindlinger, Niklas: Geschichte der deutschen Hörigkeit, insbesondere der sogenannten Leibeigenschaft. Berlin 1819.
39. Klob, K. M.: Schubart. Ein deutsches Dichter- und Kulturbild. Ulm 1908.
40. Köster, Albert: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1912.
41. Ders.: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925.
42. Krauß, Rudolf: Neue Briefe von Schubart. Euphorion VIII, 1901, S. 77—102 u. 285—300.
43. Ders.: Schubart als Stuttgarter Theaterdirektor. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge X 1901, S. 252—279.
44. Ders.: Schubarts Gedichte auf den Tod des Generals von Scheler. Euphorion XI 1904, S. 142—146.

45. Kriegk, G. L.: Deutsche Kulturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert. Leipzig 1874.
46. Kronenberg, M.: Geschichte des deutschen Idealismus. München. I 1909, II 1912.
47. Leb. u. Ges. = Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Erster Teil, Stuttgart 1791. Zweiter Teil, herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart 1793. (Von mir zitiert nach der Scheibleschen Ausgabe.)
48. Lilienfein, Heinrich: In Fesseln — frei! Ein Schubart-Roman. Verlag Fleischhauer u. Spohn, Stuttgart 1938.
49. Meinecke, Friedr.: Die Idee der Staatsräson. München-Berlin 1924.
50. Ders.: Weltbürgertum und Nationalstaat. 6. Aufl. München-Berlin 1922.
51. Merker, Erna: Christoph Martin Wieland. 2. Aufl. Leipzig 1933.
52. Merker, Paul: Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig - Berlin 1921.
53. Ders.: Neuere deutsche Literaturgeschichte. Wissenschaftliche Forschungsberichte VIII, 1922, Stuttgart - Gotha.
54. Ders.: Reformation und Literatur. Weimar 1918.
55. Merker-Stammler: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1925 ff. IV.
56. Messer, August: Geschichte der Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zur Aufklärungszeit. Leipzig 1923. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 108.)
57. Metzger, W.: Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus. Heidelberg 1917.
58. Meyer, Paul: Die Idee des ewigen Friedens bei Kants Zeitgenossen. Berlin 1903.
59. Minor, Jakob: Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M. 1881.
60. Mitteilungen aus Schubarts Lehrerzeit, s. Morgenblatt für gebildete Leser, Stuttgart-München 1859, Nr. 3 u. 4.
61. Nägele, E.: Aus Schubarts Leben und Wirken. Stuttgart 1888.
62. Nestriepke, S.: Schubart als Dichter. Ein Beitrag zur Kenntnis Christian Friedrich Daniel Schubarts. Pössneck (Thür.) 1910.
63. Oncken, Wilh.: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. 2 Bde., Berlin 1881—1882.
64. Pechel, R.: Rokoko. Das galante Zeitalter in Briefen, Memoiren und Tagebüchern. Eingeleitet von F. Poppenberg. 1913.
65. Pressel, Friedrich: Schubart in Ulm. Ein Vortrag. Ulm 1861.
66. Pressel, Paul: Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock. Stuttgart 1868. (V. Band der von Dr. Klaiber herausgegebenen „Evangelischen Volksbibliothek".)
67. Ritschl, Albrecht: Geschichte des Pietismus. 3 Bde., Bonn 1880—1886. Darin: „Der Pietismus in Württemberg" III S. 3—192.
68. RL = Reallexikon, s. Merker-Stammler!
69. Rupp, Julius: Zur Geschichte der Humanität. Jena 1913.
70. Sauer, A.: Stürmer und Dränger. Maler Müller und Schubart. Berlin - Stuttgart. (81. Band der von J. Kürschner herausgegebenen „Deutschen National-Litteratur".)
71. Schairer, E.: Schubart als politischer Journalist. Tübingen 1914.
72. Scheiblesche Ausgabe, s. Ges. Schr.
73. Schlosser, F. C.: Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. Heidelberg 1843—1848.

74. Schmidt, Erich: Schwäbisches: Schubart-Franziska von Hohenheim - Schiller - Uhland. Euphorion II 1895, S. 119 ff.
75. Schubart, C. F. D.: Christian Friedrich Daniel Schubarts sämtliche Gedichte, von ihm selbst herausgegeben. Stuttgart, in der Buchdruckerei der Herzoglichen Hohen Carls-Schule. 1. Band 1785, 2. Band 1786.
76. Ders.: Deutsche Chronik... (s. Näheres unter Chr.!)
77. Ders.: Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Herausgegeben von Ludwig Schubart. Wien 1806 bey J. v. Degen.
78. Ders.: Musikalische Rhapsodien, Stuttgart; gedruckt in der Buchdruckerei der Herzoglichen Hohen Carls-Schule. 3 Hefte. 1786.
79. Ders.: Schubarts Leben und Gesinnungen... (s. unter Leb. u. Ges.!)
80. Ders.: Todesgesänge. Ulm 1767 bey Albrecht Friedrich Bartholomäi.
81. Ders.: Zaubereien. Ulm 1766 bey Albrecht Friedrich Bartholomäi.
82. Schubart-Briefe, s. Str!
83. Schubart, der Kämpfer für deutsche Einheit. Zur Eröffnung des Heimat- und Schubartmuseums in Aalen. (Vgl. die von der Kocher - Zeitung herausgebrachte Heimat- und Schubart-Nummer vom Juli 1936.)
84. Schubart, Ludwig: Schubarts Karakter... (s. Kar.!)
85. Schüddekopf, Carl: Schubart und Gleim. Euphorion II 1895, S. 571—578.
86. Schumann, Reinhold: Die Auffassung des Philanthropismus von Gesellschaft und Staat. Diss. Leipzig 1905.
87. Schweiker, Irene: Christian Friedrich Daniel Schubart. (Vgl. die von der Kocher-Zeitung in Aalen herausgebrachte Heimat- und Schubart-Nummer vom Juli 1936.)
88. Simmet, Ludwig: Der Dichter, Publizist und Musiker Chr. F. D. Schubart in Augsburg. Programm der Kgl. Kreis-Realschule in Augsburg 1893.
89. Sommerfeld, Martin: Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang. Diss. Borna - Leipzig 1917.
90. Stahlberg, W.: Die Humanität nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung. 1895.
91. Stephan, G.: Die häusliche Erziehung in Deutschland während des XVIII. Jahrhunderts. 1891.
92. Str. (= Strauß) = Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß. Mit einem Vorworte von Eduard Zeller. 2. Aufl., II Tle. in einem Bande, Bonn 1878.
93. Strauß, D. Fr.: Schubartiana. Morgenblatt 1847, Nr. 167—170.
94. Thorn, Eduard: Christian Schubart. Genius in Fesseln. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1935.
95. Unger, Rudolph: Hamann und die Aufklärung. Jena 1911.
96. Werner, R. M.: Recension von Hauffs Schubartbiographie. Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XIII, 1887, S. 161—172.
97. Windelband, W.: Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften. 5. Aufl. 1911.
98. Ders.: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 12. Aufl. von E. Rothacker 1928.
99. Wohlwill, Adolf: Beiträge zur Kenntnis Schubarts. Archiv für Litteraturgeschichte VI 1877, S. 343—391.

100. Wohlwill, Adolf: Neue kleine Beiträge zur Kenntnis Chr. Fr. D. Schubarts. Archiv für Litteraturgeschichte XV 1887, S. 21—36 u. 126—160.
101. Ders.: Schubartiana. Euphorion II 1895, S. 798—806.
102. Ders.: Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamburg 1875.
103. Wundt, Max: Deutsche Weltanschauung. Grundzüge völkischen Denkens. München 1926.
104. Ders.: Die deutsche Philosophie im Zeitalter der Aufklärung. (Zeitschr. f. deutsche Kulturphilosophie, Tübingen 1936, II, S. 225 bis 250.)
105. Ders.: Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. Berlin - Leipzig 1913.

Lebenslauf

Als Sohn des Hauptlehrers Albert Tykiel und seiner Ehefrau Anna, geb. Scheithauer, am 25. Mai 1907 in Mechnitz OS. geboren, trat ich daselbst Ostern 1913 in die Volksschule ein. Ab Ostern 1918 besuchte ich zwei Jahre die Höhere Knabenschule zu Oberglogau und anschließend (seit Ostern 1920) sieben Jahre (Quarta—Oberprima) das humanistische Gymnasium zu Cosel, wo ich Ostern 1927 die Abiturientenprüfung bestand. Ich studierte an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau Philosophie, Germanistik, Geschichte, lateinische Philologie und legte anschließend das wissenschaftliche Staatsexamen ab. Ich widmete mich daraufhin privaten Studien und trat im Herbst 1937 den Vorbereitungsdienst für das Lehramt an Höheren Schulen an. Der mündlichen Doktorprüfung unterzog ich mich am 22. Juni 1938. — Meine akademischen Lehrer waren: Andreae, Aubin, Baur, Brecht, Drescher, Drexler, Goeber, Gottlob, Heckel, Jahn, Jungandreas, Kaehler, Kampers, Kornemann, Kroll, Kühnemann, Laubert, Malten, Merker, Ranke, Rassow, Santifaller, Schur, Seger, Siebs, Steller, Weege.

Allen meinen verehrten Lehrern spreche ich meinen ehrerbietigsten Dank aus. Dieser gilt in ganz besonderem Maße Herrn Prof. Dr. Dr. Merker für die liebenswürdige Beratung bei der Anfertigung dieser Arbeit.

Johannes Tykiel.